

Materialien zur Kritik der „monetären Werttheorie“

(Über Wertsubstanz, organische Zusammensetzung des Kapitals und den Fall der Profitrate)

Inhalt

Vorbemerkung.....	2
Abstrakte Arbeit als Summe der konkreten Arbeiten und Wertsubstanz oder: Das Geld ist nichts ohne die darin dargestellte Arbeit	5
EXKURS ÜBER DEN „NATURALISTISCHEN ARBEITSBEGRIFF“	11
Über technische und organische Zusammensetzung von Kapital	12
Tendenzieller Fall der Profitrate und Krise des Kapitals	18
WARUM EIN KLEINERES VARIABLES KAPITAL (BEI VERKÜRZUNG DER NOTWENDIGEN ARBEITSZEIT ZUR REPRODUKTION DER WARE ARBEITSKRAFT) NICHT OHNE WEITERES GLEICHVIEL ODER MEHR ARBEITSKRÄFTE KAUFEN KANN, WIE DAS GRÖßERE VARIABLE KAPITAL VORHER	21
WARUM DIE MEHRWERTRATE LANGSAMER STEIGT ALS DIE WERTZUSAMMENSETZUNG DES KAPITALS – BESONDERHEITEN DES WERTES DER WARE ARBEITSKRAFT UND DES FIXEN KONSTANTEN KAPITALS.....	22
WARUM AUCH DER WERT DES ZIRKULIERENDEN KONSTANTEN KAPITALS LANGFRISTIG STEIGEN WIRD	26
DIE TENDENZ ZUR ABSOLUTER ENTFALTUNG DER PRODUKTIVKRÄFTE UND DIE BEGRENZTHEIT DER MÄRKTE	28
DER „AUGENSCHHEIN“ UND DER WERT – GESCHICHTE, EMPIRIE, THEORIE.....	32
Schlussbemerkung:	42
Anhang	44

Vorbemerkung

Den Titel “Materialien zur Kritik der ‘monetären Werttheorie’” habe ich gewählt, weil es sich um ein unfertiges Manuskript handelt, wie manches, was aus meiner Feder stammt. Ich kann nur an Feierabenden, Wochenenden, im Urlaub oder mit Krankenschein an solchen “theoretischen Ergüssen” arbeiten. Mein Job ist oft anstrengend und lässt halt nicht mehr zu, aber irgendwann will und muss ich mit bestimmten Dingen zum Abschluss kommen, und seien sie auch nicht zu Ende ausgearbeitet und redigiert (Tippfehler, Sprünge und Wiederholungen sind nicht ausgeschlossen). Meine kritischen Anmerkungen zur “monetären Werttheorie” von Michael Heinrich beinhalten sowohl Kritik im Einzelnen wie auch den Versuch einer Einordnung. Dies zur Vorwarnung!

Als ich die “Wissenschaft vom Wert” von Michael Heinrich das erste Mal gelesen hatte, war ich tief beeindruckt und schlug es sofort zur Lektüre und Diskussion dem kleinen “Lesekreis” vor, in dem ich “organisiert” bin. Beeindruckt war ich auf zweierlei Art:

- zunächst uneingeschränkt positiv, wie er die Kritik der Politischen Ökonomie als neue Gesellschaftswissenschaft (neues “Feld” der Wissenschaft) herausarbeitet und von seinem Verständnis aller Aspekte der Werttheorie durch Hervorhebung der Einheit von Produktion und Zirkulation in einer Gesellschaft, deren Gesamtarbeit in der Form der Privatarbeit verausgabt wird. (Wert als werdendes Resultat)
- misstrauisch bis negativ, wie er Grundbausteine der Marxschen Kapitalkritik in Frage stellt, bis hin zum Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate, worin seine Marxkritik sozusagen kulminiert.

In unseren Diskussionen über das Buch musste ich feststellen, dass ich nicht so recht zu einer Kritik fähig war (anders als beispielsweise bei Postone, wo mir das Ganze keine sonderlichen Schwierigkeiten machte, aber ähnlich wie bei Günther Jacob, wo es auch gedauert hatte, bis ich etwas halbwegs Gescheites zu Papier brachte). Ich suchte nach Ansatzpunkten, um meinem Misstrauen Ausdruck zu verleihen und dieses in konkrete Kritik umzusetzen. Gut war das alles nicht. Also beschloss ich, wie immer in der Abarbeitung an solcher Lektüre, dran zu bleiben, die Kritik auf meine “Agenda” zu setzen. Mittlerweile beschäftigt mich das Ganze seit Jahren und ich fühle mich jetzt in der Lage, die öffentliche Kritik zu beginnen. Vor dem Hintergrund meiner eigenen Entwicklung und dem, was Michael Heinrich gegen den “Weltanschauungsmarxismus” schreibt, stehen auch manch durchgehend positive Anfangseindrücke in Frage. (Das neue “Feld” der Wissenschaft wurde betreten in einem heftigen weltanschaulichen Streit und in diesem weltanschaulichen Streit wurden bereits wesentliche Details des Begriffsapparates, der zur Kritik Politischer Ökonomie befähigt, entwickelt.)

Trotzdem: Wenn Jean Ziegler kürzlich in einem Interview meinte, dass dem internationalen Kapitalismus zunächst die theoretische Legitimation genommen werden müsse, dann stimme ich dem vollständig zu. Dafür aber ist kritische “Theorieproduktion” notwendig, wozu der “akademische Marxismus” einen wesentlichen Beitrag leistet und geleistet hat. Es ist also sehr schade, wenn Michael Heinrich nicht die Nachfolge von Elmar Altvater antritt. All jenen, die darüber die Nase rümpfen, kann ich nur sagen: Dann leistet die theoretische Arbeit selbst! Was ihr im allgemeinen so als “Theorie” vorlegt, ist eher dürftig, mehr dogmatisch-phrasologisch und oft obendrein einfach “falsch”, was nachzuweisen in der Regel nicht allzu schwer fällt! Der mehr oder weniger organisierte politische, klassenkämpferische Marxismus hat jedenfalls theoretisch nichts hervorgebracht, was hier auch nur der Erwähnung wert wäre. Und immer nur zu Hause im kleinen Kreis “recht haben”, das reicht nun mal nicht!

„Dabei ist vorweg zu schicken, dass das Marxsche Werk, wie von der kommunistischen Orthodoxie, aber auch von vielen heterodoxen Strömungen des Marxismus suggeriert, kein

*abgeschlossenes oder doch in sich geschlossenes System darstellt, sondern in zentralen Teilen, wie etwa der "Deutschen Ideologie" oder dem "Kapital", Fragment geblieben ist. Die Suggestion des geschlossenen Systems, das aus einem Guss gefertigt ist und auf alle Fragen Antworten bereithält, ist nicht zuletzt auch in die editorische Darbietung der Marxschen Texte eingegangen. Lücken und Auslassungen wurden getilgt und ein zusammenhängender Text geschaffen, wo im Marxschen Manuskript offene Stellen waren, die deutlich machten, dass hier noch etwas eingefügt werden sollte bzw. der Gedanke Fragment war. Hier beginnt das, was die MEGA von allen anderen Editionen unterscheidet: die auch editorische Sichtbarmachung der **Offenheit der Überlegungen, des Ringens mit dem Problem, des Fragmentarischen der Antwort.**“ (Herfried Münkler zur Bedeutung der MEGA, aus dem Internet gefischt)*

Wenn ich dem auch weitgehend zustimme, so bedeutet das für mich keinesfalls die vollständige Relativierung der durch Marx gewonnenen Erkenntnisse. Diese Feststellung sollte vielmehr Ansporn sein, die hinterlassenen Lücken der Theorie durch konkrete Entwicklung von Ökonomiekritik zu schließen. Michael Heinrichs Verdienst sehe ich darin, dass er auf sehr hohem Niveau „in den offenen Wunden“ herum bohrt und einem dogmatischen Verständnis der Marxschen Theorie das Wasser abgräbt. Dies ist gleichermaßen notwendig für die Entwicklung wie für die Bewahrung der Kritik der Politischen Ökonomie.

Ich schlage mich jetzt seit ca. 25 Jahren mit der Marxschen Akkumulations- und Krisentheorie, speziell mit dem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate herum und die Auseinandersetzung mit der „Wissenschaft vom Wert“ hat mich genau so weiter gebracht, wie die freudige zur Kenntnisnahme der Arbeiten von Rainer Roth.

Ich bin kein Ökonom und will keiner werden! Was mich an der Ökonomie interessiert, sind die sozialen Verhältnisse, die darin zum (versachlichten) Ausdruck kommen. Kritik der Politischen Ökonomie heißt für mich primär, hinter die Kulissen schauen, die ökonomischen Kategorien und ihre Dynamik als soziale Verhältnisse (Produktionsverhältnisse) „kritisch darzustellen“, zu dechiffrieren. Kritik der Politischen Ökonomie versagt dann, wenn sie die Phänomene, die Veränderung der sozialen Verhältnisse nicht mehr in ihrem inneren Zusammenhang verstehen und kritisieren kann, wenn sie unfähig wird, die in der Veränderung verborgene Logik, Gesetzmäßigkeit heraus zu arbeiten und zum Gegenstand ihrer Kritik zu machen.

Das Kapital als Produktionsverhältnis bedeutet Mehrwertproduktion. Mehrwert ist der alles dominierende Zweck dieser Produktionsweise. Die Variation der Größe dieses Mehrwerts also von entscheidender Bedeutung (Grossmann). Kann er unbegrenzt wachsen, dann hängt sozusagen alles vom ökonomisch „vernünftigen“ Verhalten der beteiligten Akteure ab. Verhalten sie sich ökonomisch „vernünftig“, dann steht grenzenlosem Wachstum nichts entgegen, und das Kapital stößt allenfalls an äußere Grenzen (Alt Vater). Eine Abschaffung des Kapitalverhältnis auf Grund immanenter Entwicklungsgesetze könnte ebenfalls ausschließlich Ergebnis einer „vernünftigen“ Entscheidung sein (Ingo Elbe in einem denkwürdigen Artikel, den ich im Internet fand), weil mensch einfach die Wertform Leid ist.

Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate ist von entscheidender Bedeutung für die Bewahrung der Kritik der Politischen Ökonomie und für das Verständnis der Entwicklungstendenzen des Kapitalismus und zugleich Prüfstein der „Wissenschaft vom Wert“. Seit der Weltwirtschaftskrise von 1974/75 produziert das Kapital zunehmend folgende Phänomene :

- Überzyklisch nachlassendes Wirtschaftswachstum
- Pleitenflut und steigende Lohnarbeitslosigkeit
- Flucht des Kapitals in die Spekulation
- Flucht des Kapitals ins Ausland (Billiglohnländer, wo höhere Profitrate winkt)
- Energische Versuche neue profitable Anlagesphären zu eröffnen (Stichwort: Privatisierung)
- Energischer Druck auf die Politik, die Steuerbelastung zu senken
- Rücknahme sozialer Reformen („Sozialraub“)
- Energischer Druck auf die Lohnabhängigen länger und intensiver zu arbeiten
- Ständige Versuche die Löhne zu drücken

Das sind fast alle Erscheinungen, die Marx als Ausdrücke oder notwendige Reaktion des Kapitals auf den Fall der Profitrate beschrieben hat. (Siehe dazu auch Rainer Roth in seinen Büchern „Das Kartenhaus“ und „Nebensache Mensch“) Gäbe es den Fall der Profitrate nicht, müsste ein anderes Gesetz gefunden werden, um den inneren Zusammenhang und die Logik der sozialen Entwicklung deutlich zu machen. Gelänge es nicht ein entsprechendes alternatives Gesetz zu formulieren, hörte die Kritik der Politischen Ökonomie auf eine Wissenschaft zu sein, weil eben alles auf das mehr oder weniger vorhersehbare „ökonomisch vernünftige“ Verhalten der Akteure hinausläufe.

Das entscheidende Überprüfungs-kriterium für Gesellschaftswissenschaft ist die gesellschaftliche Praxis, die durch keinerlei formale Logik ersetzt werden kann. An dieser Erkenntnis ist festzuhalten sowohl gegenüber dogmatischer Verteidigung des Marxismus, wonach jeder Satz von Marx schon ein Beweis ist, als auch gegenüber undogmatischer Kritik desselben!

Michael Heinrichs Arbeit über die "Wissenschaft vom Wert" ist leider

1. eine Kritik am substantialistischen Wertbegriff
2. eine Kritik am Begriff der technischen Zusammensetzung des Kapitals und - darauf aufbauend - Kritik am Begriff der organischen Zusammensetzung des Kapitals
3. eine Kritik am Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate.

Ich werde versuchen zu zeigen, dass Heinrich in allen 3 Punkten irrt, und zwar nicht primär durch eine bestimmte Marx-Exegese, sondern durch den Versuch konkreter Ökonomiekritik, wenn diese auch nur beispielhaft, als Skizze, entwickelt wird, um hier zur Diskussion gestellt zu werden. Dabei kann ich auch kräftig irren, aber wer nur Marx rekapitulieren will, um sich in der aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzung zu behaupten, der hat schon verloren. Nur, wer sich „vom Buchstaben des Gesetzes“ zu lösen vermag, kann gewinnen! Er geht selbstverständlich das Risiko des Irrtums ein, den er aber schon begangen hat, wenn er dogmatisch argumentiert.

Mir geht es also nicht darum, die Marxsche Argumentation im einzelnen nachzuvollziehen und zu verteidigen oder zu verwerfen, wie Michael Heinrich es tut. Bewusst wähle ich nicht die einzelne Ware und die Arbeit, die sie schuf, um die Arbeit als Substanz des Wertes zu beweisen. Mein Ausgangspunkt wird das einzelne Kapital und sein Gewinn sein, - wie das Kapitalverhältnis ja historisch und logisch die Voraussetzung ist für die Verallgemeinerung von Ware und Wert - um zu zeigen, dass die Arbeit die Substanz des Profits ist. Zum Wert der einzelnen Ware komme ich erst auf dem Umweg über die gesamtgesellschaftliche Arbeit und Wertsumme. Also so, wie Marx es nicht im 1., sondern ab Ende des 2. Bandes (Manuskript der Reproduktionstheorie) und im Manuskript des 3. Bandes darstellt. Sozusagen Marx von

hinten nach vorne gelesen. Anders hab ich ihn jedenfalls nicht verstehen gelernt, dank Rosdolsky und Grossmann.

Mir geht es darum, bestimmte Ergebnisse, zu denen Marx kommt, etwa in der Bestimmung des Preises durch den Wert, die Bestimmung der Werts substanz durch Arbeit, oder seine Bestimmung der organischen Zusammensetzung als Bestimmung der Wertzusammensetzung durch die technische Zusammensetzung des Kapitals, etc. zu verteidigen. Mir geht es auch darum, das von Marx entdeckte allgemeine Gesetz der Kapitalakkumulation und das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate zu verteidigen. Nicht weil seine Argumentation im einzelnen unanfechtbar wären, sondern weil wir die reale Entwicklung des Kapitalismus ohne diese theoretischen Bausteine weder verstehen noch adäquat kritisieren können. Bei Michael Heinrich bleibt fast nichts außer einer allgemeinen Wertformkritik, was diese Bausteine ersetzen könnte.

Der innere Zusammenhang von Michael Heinrichs Argumentation ist mir erst nach und nach klar geworden. Von der Ablehnung eines „substantialistischen Wertbegriffs“ geht es zur Ablehnung einer durch technische Zusammensetzung bestimmten Wertzusammensetzung und muss in der Tat enden bei einer Kritik und Ablehnung des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate, das Marx selbst als das wichtigste, entdeckte Gesetz seiner Studien ansah.

Mir geht es im hoffentlich beginnenden Disput um bestimmte theoretische Fragen primär um Klärung und Verständigung und nicht um Polemik im Sinne der Durchsetzung von etwas, was vorab für richtig erklärt wurde.

Abstrakte Arbeit als Summe der konkreten Arbeiten und Werts substanz oder: Das Geld ist nichts ohne die darin dargestellte Arbeit

„Die Substanz des Werts ist und bleibt nichts außer verausgabter Arbeitskraft - Arbeit, unabhängig von dem besonderen nützlichen Charakter dieser Arbeit -, und die Wertproduktion ist nichts als der Prozess dieser Verausgabung.“ (Marx, Demuth, Engels in „Das Kapital“ Bd. 2, S. 385)

Michael Heinrich fasst seine Kritik an einem „substantialistischen“ Wertbegriff wie folgt zusammen:

„Die Vorstellung, die Waren würden als fertig bestimmte Wertgrößen in den Austauschprozess eintreten, verdankt sich einer Auffassung der Werts substanz als quasi materiellem Substrat, das in einer bestimmten Menge in den einzelnen Waren vorhanden ist. Sie ist aber unvereinbar mit einer Auffassung der Werts substanz als bloß gegenständlicher Reflexion eines gesellschaftlichen Verhältnisses.“ .“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 233 – ich zitiere immer aus der 2. Auflage von 1999)

Sofern eine solche Vorstellung von der Werts substanz existiert, dass sie nämlich „als fertig bestimmte Wertgröße“ den produzierten Waren anhaftet und als solche in den Austauschprozess eingebracht wird, kann ich nur beipflichten: eine solche Vorstellung ist falsch. Werts substanz und Wertgröße sind aber Begriffe, die sich auf durchaus unterschiedliche Sachverhalte beziehen und nicht das gleiche meinen. Entsprechend zu unterscheiden sind die beiden Prozesse, die (Wert-)Substanz bilden und die die Größe dieser (Wert-)Substanz bestimmen. Das Wertverhältnis unterstellt, also gesellschaftliche Arbeit in der Form der Privatarbeit, ist die Bildnerin von Werts substanz menschliche Arbeit, unabhängig von der konkreten Art ihrer Verausgabung. Die Bildung von Werts substanz ist identisch mit dem Produktionsprozess der Waren. In wieweit die Menge Arbeit, die zur Herstellung einer konkreten Ware verausgabte wurde, dem gesellschaftlichen Durchschnitt entspricht, das ergibt sich erst im Austauschprozess. Der Wert, in diesem Zusammenhang immer zu verstehen als Wertgröße, ist also insofern immer nur werdendes Resultat von Produktion und Zirkulation des Kapitals. Aber der Austauschprozess kann als Ausgleichsbewegung nur die Größe von

etwas bestimmen, was vorhanden ist. Er schafft nicht selbst die Substanz, dessen Dimensionen er beeinflusst.

Beispiel: Ein Bildhauer will eine Statue erschaffen. Dazu benötigt er einen Stein, der groß genug ist, um die Statue bestimmter Größe zu erschaffen. Die Größe dieses Steins ist zwar nach unten begrenzt, aber nicht nach oben. Sie ist die Substanz aus der die Statue bestimmter Größe gefertigt wird. Erst durch seine Bearbeitung mit Hammer und Meißel nimmt die Statue Gestalt an, zeigt sich wie viel von der Substanz Stein wirklich erforderlich war. Der Rest ist Abfall. Die entgültige Dimension (Größe) erhält die Statue aus der Substanz Stein erst nach dieser Bearbeitung. Aber die Steinsubstanz in relativ unbestimmter Größe musste vorhanden sein, um sie bearbeiten zu können.

Die Tätigkeit des Bildhauers lässt sich vergleichen mit der Wirkungsweise des Austauschprozesses. Die Gestaltungskraft der Natur, die den Stein erzeugte, mit dem Produktionsprozess.

Entsprechend der Produktivkraft einer gegebenen kapitalistischen Gesellschaft wird durch die Kombination unterschiedlichster Arbeiten eine Menge an Waren erzeugt. Dieser Produktionsprozess kostet Zeit. Diese Menge an Arbeitszeit entspricht dem Stein unseres Bildhauers, seiner Substanz, aus der er die Statue fertigt. (Diese Arbeitszeit wurde ja tatsächlich verausgabt und hat entsprechende Warenfülle erzeugt.) Wie viel von diesem Stein er wirklich benötigt, zeigt sich erst während der Bearbeitung. Dieser Bearbeitung entspricht der Austauschprozess. Die fertige Statue entspräche der tatsächlich benötigten gesellschaftlichen Arbeitszeit, als der Wertgröße. Aller Abfall der bei der Bearbeitung entstand, entspricht der vergeudeten Arbeit, die nicht wirklich gebraucht wurde, also nicht zur Bildung einer bestimmten Wertgröße, die wiederum Ausgangspunkt für neue Verwertung sein könnte, führte.

Die Natur schafft keine Statuen, aber den Stoff aus dem die Statuen entstehen. Der unmittelbare Produktionsprozesses einer Ware schafft keine gesellschaftliche Durchschnittsarbeitszeit und Wertgröße, aber er stellt den „Rohstoff“ bereit, aus dem sich im Austausch Durchschnittsarbeitszeit und Wertgröße ergeben.

Michael Heinrich schreibt weiter:

„'Arbeitszeit' als Maß der Wertgröße ist genauso wenig unmittelbare Arbeitszeit wie abstrakte Arbeit als Werts substanz unmittelbare, d.h. konkrete Arbeit ist. Abstrakte Arbeit kann daher nicht einfach durch Arbeitszeit, sondern nur durch eine sozusagen ‚abstrakte Arbeitszeit‘ gemessen werden. Diese Messung ist aber keine, die mit der Uhr ausgeführt werden kann; nur durch den Tausch kann hier gemessen werden, da abstrakte Arbeit eben nicht isoliert existiert: ‚abstrakte Arbeitszeit‘ ist derjenige Anteil der vom individuellen Produzenten privat verausgabten konkreten Arbeitszeit, der im Tausch als Bestandteil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit anerkannt wird. Und diese Anerkennung – und damit auch die Messung ‚abstrakter Arbeitszeit‘ – erfolgt, wie noch zu zeigen sein wird, nur vermittels des Geldes.“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 219 – ich zitiere immer aus der 2. Auflage von 1999)

Somit ist es nicht verwunderlich, dass Michael Heinrich die Werts substanz nur noch als „gegenständliche Reflexion eines gesellschaftlichen Verhältnisses“ verstehen kann (ebenda, S. 218)

Bei Michael Heinrich gibt es also nicht nur den Unterschied zwischen konkreter und abstrakter Arbeit, sondern auch noch den zwischen „konkreter Arbeitszeit“ und „abstrakter Arbeitszeit“. Damit führt er in der Tat ein völlig neues Element in die „Wissenschaft vom Wert“ ein.

In dem eine beliebige menschliche Arbeit in Zeit gemessen wird, wird von der konkreten Art ihrer Verausgabung abstrahiert. Ist sie in Zeit gemessen dann lässt sie sich mit anderen Arbeiten vergleichen, sobald diese auch in Zeit gemessen werden. Das Messen der konkreten Arbeit in Zeit ist also Abstraktion. Ist diese Abstraktion vollbracht, dann sind die konkreten Arbeiten alle samt nur noch menschliche Arbeit schlechthin. Man weiß aber noch nicht, ob die Zeit, die die verschiedenen Arbeiten in Anspruch genommen haben, dem gesellschaftlichen Durchschnitt der Arbeitszeit entspricht, nicht nötig ist, um Waren gleicher Art herzustellen. Dieser Begriff der im gesellschaftlichen Durchschnitt benötigten Arbeitszeit zur Herstellung einer Ware wird bei Michael Heinrich durch den Begriff der ‚abstrakten Arbeitszeit‘ ersetzt. Ein Begriff, den er ebenso wenig mit Inhalt füllen kann, wie den der „gegenständlichen Reflexion“. Beide bleiben geheimnisvoll. Eine ‚abstrakte Arbeitszeit“ wäre eine Abstraktion jener Abstraktion, die der konkreten Arbeit durch das Messen in Zeit widerfährt.

Dadurch, dass menschliche Arbeitskraft zur Ware geworden ist, die einen Preis hat, kann die Zeit, in der sie durch das Kapital benutzt wird, gleichfalls in Kosten (Geldmengen) gemessen werden. Auch dies eine Form der Abstraktion, in der ganz unterschiedliche Arbeiten über einen Leisten gezogen und damit verglichen werden. Sie sind dann nur noch menschliche Arbeit schlechthin, die eine bestimmte Summe Geld gekostet haben.

Beide Arten der realen Abstraktion entsprechen einander. Die Summe Geld lässt sich in einer Summe Arbeitsstunden ausdrücken und umgekehrt. Und beides entspricht wieder einer bestimmten Menge an Waren.

Diese klaren Zusammenhänge zwischen Ware, Arbeitszeit und Geldsumme gehen bei Michael Heinrich vollständig verloren. (Dazu gleich mehr.)

Grundlage für Michael Heinrichs Hilfskonstruktionen der „abstrakten Arbeitszeit“ und des „bloß gegenständlichen Reflexes“ bildet die Verwischung des Unterschiedes zwischen 2 Prozessen, die es differenziert zu betrachten gilt:

1. Die Reduktion der unterschiedlichen, konkreten menschlichen Arbeiten auf allgemein menschliche Arbeit (Werts substanz), die durch die Zeitmessung und Kontrolle sowie Kostenerfassung und Kontrolle in jedem kapitalistischen Betrieb erfolgt
2. Die Herausbildung der Wertgröße einer bestimmten Ware auf dem Markt durch die Tendenz zur Bildung einer durchschnittlichen gesellschaftlichen Arbeitszeit für die Herstellung dieser Ware.

Der kapitalistische Produktionsprozess einer Ware ist Einheit von technischem Arbeitsprozess und Verwertungsprozess. Für diesen Doppelcharakter kann sich aber überhaupt nur derjenige interessieren, der bei der Umwandlung von Geld in Ware und von Ware wieder in mehr Geld von einer Metamorphose des Werts ausgeht. Wer die einzelne Ware nur noch als Gebrauchswert ansieht, wie Michael Heinrich dies tut (Seite 220 ff), kann eigentlich gar nicht auf den Gedanken kommen, sich den Produktionsprozess dieser Ware näher anzuschauen. Er kann nur technischer Arbeitsprozess sein.

Tatsächlich wird dieser technische Arbeitsprozess begleitet von Buchhaltung/Controlling und von der Arbeitsvorbereitung. Dieses Geschwisterpaar ist Weltmeister in der Abstraktion. Die einen interessieren ausschließlich die Kosten, die der ganze Produktionsprozess verursacht, die anderen interessieren „Ressourcen“ und die Zeiten, die der technische Arbeitsprozess dauert. Alle konkreten Arbeiten werden dabei jeweils über den gleichen Leisten gezogen: Zeit und Kosten. Wer etwas über Abstraktion in Aktion wissen will, der muss sich die Tätigkeiten und „Produkte“ von Buchhaltung/Controlling und Arbeitsvorbereitung nur näher anschauen.

Das unheimliche Geschwisterpaar begleitet aber nicht nur den technischen Arbeitsprozess, es kontrolliert und beherrscht ihn. Der Verwertungsprozess beherrscht den technischen Produktionsprozess lange bevor die einzelne Ware den Schauplatz Markt betritt. Schließlich soll ihr Verkauf Gewinn einbringen und das geht nur, wenn Kosten und Zeiten unter Kontrolle sind.

An diesem Gewinn lässt sich gut demonstrieren, was die Substanz des Wertes ist. Ich will dann weiter zeigen, dass es sowohl auf der Ebene des Einzel- wie des Gesamtkapitals immer eine Entsprechung gibt von Summe an Waren, Summe an benötigter Arbeitszeit und Summe an Geld. Gäbe es diese Entsprechung nicht, ließen sich Geldsummen und Warenmengen nicht in Arbeitszeit auflösen und ausdrücken, dann wäre alles Gerede vom Wert unnützlich.

Meine Überlegungen zur Arbeit als Wertschöpfung und dem Zusammenhang von Warenmenge, Arbeitszeit und Geldmenge beginnen also mit dem einzelnen kapitalistischen Unternehmen und seinem Nettogewinn. Ich unterstelle hierbei der Einfachheit halber, dass alle in einem Unternehmen anfallenden Lohnkosten (also auch Managergehälter, Gehälter für Controlling und ähnliche kapitalistische Beiträge zur „Wertschöpfung“) für produktive Arbeit (variables Kapital) ausgegeben werden und dass alle übrigen Kosten für Maschinen, Material, Energie etc. ausgegeben werden (konstantes Kapital). Es handelt sich also um ein rein produktives Unternehmen, was so natürlich nicht existiert.

Um einen Gewinn in einer Produktionsperiode (Geschäftsjahr) zu erzielen muss dieses Unternehmen die Gewinnschwelle, den sogenannten Break-Even-Point überschreiten. Die Gewinnschwelle markiert jenen Punkt, an dem alle Kosten gedeckt sind. Jedes Stück Ware, das verkauft werden kann über diesen Kostendeckungspunkt hinaus, bedeutet Gewinn, der sich nach Abzug von Steuern etc. als Nettogewinn darstellt. Die Gewinnschwelle hängt ab vom Umsatz und vom Stückpreis der einzelnen Ware. Je größer der Umsatz, desto kleiner kann der Stückpreis gehalten werden. Mit Hilfe der Kostenkalkulation kann jedes Unternehmen ermitteln, welchen Umsatz es erzielen muss, um bei einem bestimmten Stückpreis die Gewinnschwelle zu knacken. Es kann umgekehrt auch ermitteln, wie hoch der Preis sein muss, um bei einem bestimmten erzielbaren Umsatz diese Gewinnschwelle zu knacken. (Es geht darum, welche Menge Waren produziert werden kann/muss und zu welchen Preisen verkauft werden kann/muss.)

Der mögliche Umsatz selbst hängt wieder ab vom Markt und von den zur Verfügung stehenden produktiven Ressourcen (vor allem Menschen und Maschinen). Umsatz heißt, Waren in Geld umsetzen. (Metamorphose des Wertes) Ohne die Möglichkeit und Fähigkeit zur Produktion einer bestimmten Menge an Waren, also ohne entsprechende produktive Ressourcen, gibt es keine Chance auf Gewinn. Die Realisierung von Mehrwert setzt seine Produktion voraus, und möge die Größe dieses Mehrwerts auch nur als Potential in der Warenmenge enthalten sein!

Ich gehe jetzt davon aus, dass das Unternehmen richtig kalkuliert hat und am Markt erfolgreich war. Es hat einen bestimmten Nettogewinn erzielt. Dieser Nettogewinn stellt sich dar, als eine bestimmte Geldsumme, die über die Deckung aller Kosten (variables und konstantes Kapital) hinausgeht. Dieser Geldsumme entspricht eine bestimmte Anzahl von verkauften Waren und eine bestimmte Summe an geleisteten Arbeitsstunden, die diese Waren erzeugten, unbezahlte Mehrarbeit die den Kapitalisten nichts gekostet hat, für die er keinen Pfennig bezahlt hat. Wenn diese Waren nicht vom Himmel gefallen sind, dann sind sie ganz zweifellos das Produkt sehr unterschiedlicher Formen von menschlicher Arbeit in ihrer Kombination (Arbeitsteilung), die in Zeit gemessen ist. In der Summe der Stunden unterschiedlicher Arbeit ist der Unterschied der konkreten Arbeiten schon auf der Ebene des Einzelbetriebs ausgelöscht.

Der Summe dieser Arbeitsstunden, von der wir wissen, was sie kosten, entspricht die Nettogewinnsumme.

Die Arbeit ist hier also zunächst einmal die Substanz von Tauschwert, einer Geldmenge. (Ware als Träger von Tauschwert, wie Michael Heinrich Marx noch richtig widergibt. S. 199)

Ob sich die in einer Ware dargestellte Arbeit als Tauschwert realisieren lässt, das entscheidet sich auf dem Markt, darin stimme ich Michael Heinrich ohne weiteres zu. Aber zunächst muss sich diese Arbeit in einer Menge an Waren dargestellt haben bevor sie als Wert gesellschaftlich anerkannt werden kann. (Diese Produktion einer bestimmten Warenmenge ist nicht so selbstverständlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Heute ist es aber geradezu Mode geworden, die Produktion des materiellen Reichtums als selbstverständlich vorauszuschicken und sich nicht weiter um den Produktionsprozess des Kapitals zu kümmern. Waren findet Mensch im Kaufhaus, wo er oder sie sie kauft. Fertig.)

Bei Marx ist der Wert der Waren bestimmt als ein notwendiges Quantum gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit, gemessen in Zeit. Hier ging es bisher nur um die Durchschnittsarbeit in einem Unternehmen und wir wissen nicht, ob der Preis über oder unter dem Wert lag, oder ob er genau jener im gesellschaftlichen Durchschnitt benötigten Arbeitsmenge, in Zeit gemessen, entspricht, die für die Produktion gleicher Waren genötigt wird.

Die Waren sind Produkt von Privatarbeiten und sind Wert, als Atome der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, wie jedes einzelne Kapital „nur ein verselbständigtes, sozusagen mit individuellem Leben begabtes Bruchstück des gesellschaftlichen Gesamtkapitals“ (Marx, Demuth, Engels) ist. Wert meint hier immer die Einheit von Werts substanz, Wertgröße und Wertform. Nur in dieser Einheit kann man von einer „Anerkennung als Bestandteil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit“ sprechen. Die Ware muss also von menschlicher Arbeit produziert sein, sich auf dem Markt mit anderen Waren vergleichen und eine bestimmte Geldsumme einbringen, um „Wert“ zu sein.

Ich komme zunächst zurück auf unser Einzelunternehmen, das eine bestimmte Menge Waren produziert hat, dessen Umsatz zu bestimmten Preisen auf dem Markt eine Geldsumme eingebracht hat, die einen Nettogewinn enthielt, der wiederum einer bestimmte Menge Waren und Arbeitszeit entsprach.

Die eingefahrene Geldsumme (Preissumme) nicht nur des Nettogewinns, sondern des ganzen Umsatzes von Ware in Geld geht ungeschminkt ein in eine „volkswirtschaftliche Gesamtrechnung“ und trifft sich hier mit den Geld- bzw. Preissummen, die andere Privatproduzenten eingefahren haben. (Die Spuren der Arbeitszeitrechnung, auf die wir in jedem Betrieb stoßen verlieren sich hier im Sande.)

Zählt man alle diese Preissummen zusammen, dann entspricht dieser Preissumme wiederum einer Summe von Waren mit völlig unterschiedlichen Gebrauchswerten, die Produkt ganz unterschiedlicher Arten und Mengen von verausgabter Arbeit sind (auch Maschinen, Material etc. lassen sich wieder auflösen in so und so viel unterschiedliche Arbeitsmengen).

Wir haben also eine gesellschaftliche Preissumme, die eine Summe an Waren repräsentiert, die wiederum das Produkt einer – nun ausgeblendeten - Summe von menschlichen Arbeitsstunden ist.

Für KommunistInnen macht es natürlich keinen Sinn, den Wert einer Ware berechnen zu wollen, weil wir diese Information für gar nichts gebrauchen könnten (was aber nicht bedeutet, dass wir eine Arbeitszeitrechnung grundsätzlich nicht bräuchten). Schließlich wollen wir das Wertverhältnis aus der Welt schaffen, weil wir dessen verheerende soziale Auswirkungen in der Form kapitalistischer Vergesellschaftung kennen und anklagen. Der Wertbegriff dient uns wesentlich zum Verständnis und zur Kritik des Kapitals.

Wenn ich im folgenden eine Formel für die Berechnung des Wertes einer Ware entwickle, dann geht es mir also nur um die Darstellung des logischen Zusammenhangs von Ware, Preis

und Arbeitszeit, sowie die Begründung, wieso die einzelnen Ware, bzw. die in ihr dargestellte Arbeit nur als „Atom der gesellschaftlichen Gesamtarbeit“ Träger von Wert (als Einheit von Wertschubstanz, Wertgröße und Wertform) ist.

Will man wissen, wie viel Arbeitsstunden im Durchschnitt auf die Erzeugung einer bestimmten Ware verwandt wurde, so kann man eine Verhältnisgleichung aufstellen, mit deren Hilfe man – hypothetisch versteht sich - auf den Wert einer einzelnen Ware käme.

Um zu zeigen, wie diese Verhältnisgleichung aussähe, nehme ich beispielhaft an, es gäbe gleiche Autos durchschnittlicher Qualität und Ausstattung. (Tatsächlich gibt es sowas nicht! Es gibt keine zwei Autoproduzenten, die genau gleiche Autos produzieren. Die Konkurrenz dreht sich meist um das sogenannte „Preis-Leistungs-Verhältnis“. Immer spielt der unterschiedliche Gebrauchswert eine Rolle. Hinzu kommt der Weltmarkt mit seinen unterschiedlichen Produktivitätsniveaus, der immens entwickelten Arbeitsteilung etc. Selbst da, wo es sich um national oder international genormte Teile handelt, etwa eine Schraube oder Mutter mit M8-Gewinde aus einem bestimmten Stahl, dürfte es in Anbetracht der Internationalität von Anbietern kaum möglich sein, die im – internationalen - gesellschaftlichen Durchschnitt benötigte Arbeitszeit zur Herstellung der Normteile zu berechnen. Es gibt viele Gründe, warum die Berechnung des Wertes einer Ware ein absurdes Unterfangen ist.)

Die Verhältnisgleichung zur Berechnung des Wertes dieser Autos sähe dann so aus:

$$\frac{x \text{ Arbeitsstunden}}{\text{Preissumme der Autos gleicher Qualität u. Ausstattung}} = \frac{\text{Summe aller produktiven Arbeitsstunden}}{\text{Gesamtgesellschaftliche Preissumme}}$$

Umgestellt sähe die Gleichung dann so aus:

$$x \text{ Arbeitsstunden} = \frac{\text{Summe aller produktiven Arbeitsstunden} \times \text{Preissumme der Autos gleicher Qualität u. Ausstattung}}{\text{Gesamtgesellschaftliche Preissumme}}$$

Die Einheit für Preis (Euro, etc.) ließe sich wegekürzen und heraus bekäme ich eine Anzahl von Arbeitsstunden, die die Gesellschaft verausgabte, um die Summe dieser Autos durchschnittlicher Qualität und Ausstattung herzustellen. Die Anzahl dieser Arbeitsstunden müsste ich noch dividieren durch die Anzahl dieser gleichen Autos und ich erhielte die Größe der gesellschaftlichen Arbeitszeit, die für eines dieser Autos im Durchschnitt geleistet werden müsste. Das wäre dann der Wert eines Autos, nämlich die Menge gesellschaftlicher Arbeit - unabhängig von der konkreten Art ihrer Verausgabung, von Geschicklichkeit und Qualifikation der ProduzentInnen etc, die zur Produktion dieses Autos im Durchschnitt erforderlich war.

Es ist somit klar, dass die Wertgröße einer Ware niemals im voraus durch die Produktion gesetzt ist, sondern immer nur werdendes Resultat von Produktion und Zirkulation des Kapitals sein kann. Die Bildung von Wertschubstanz ist aber Resultat des Produktionsprozesses und allemal mehr als „bloß gegenständliche Reflexion eines gesellschaftlichen Verhältnisses“ („Wissenschaft vom Wert“, S. 233), wie Michael Heinrich meint. Das Kapital gibt sich nicht

mit Reflexionen zufrieden, auch nicht mit gegenständlichen! Es muss sich unbezahlte Mehrarbeit einverleiben!

Wie real „abstrakte Arbeit“ als Werts substanz in einer kapitalistischen Gesellschaft ist, dass drückt sich ferner aus in der spontanen Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung durch die Privatproduzenten. Sie sind ständig getrieben neue Arbeitsprozesse anzustoßen, wie immer die Arbeit aussehen mag und was immer ihr Produkt sei, um ihr Geld in Kapital zu verwandeln und zu vermehren. Die Vermehrung ihres Geldes gelingt letztlich nur in den Maße, indem die Produktion erweitert wird (erweiterte Reproduktion), als irgend ein neuer Arbeitsprozess irgend ein neues Produkt erzeugt, dass dann wieder in Geld umgesetzt werden kann. Der Wert bestimmt als „gegenständliche Reflexion eines gesellschaftlichen Verhältnisses“ ist kein Begriff, der zur konkreten Ökonomiekritik taugt!

Exkurs über den „naturalistischen Arbeitsbegriff“

Die Menschen sind und bleiben Teil der Natur und die Anwendung unserer Arbeitskraft ist Anwendung und Äußerung einer Naturkraft. Nur unter ganz bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen werden die Produkte dieser Arbeit zur Ware und die Arbeit selbst zur Substanz von Wert, nämlich im Rahmen einer gesellschaftlichen Gesamtarbeit, die in der Form der unabhängig voneinander verausgabten Privatarbeit verausgabt wird. Die gesellschaftliche Gesamtarbeit nimmt nur dort diese Form an, wo die Masse der Produzentinnen von den gegenständlichen Bedingungen ihrer Reproduktion getrennt sind und folglich auch die Arbeitskraft zur Ware geworden ist. (Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Mehrwertrate werde ich später konkret darauf eingehen, wie der Wert speziell der Ware Arbeitskraft sowohl „naturalistisch“ -physisches Minimum- als auch gesellschaftlich - „historisch-moralisch“ - bestimmt ist.) Zur Substanz von Wert wird diese Arbeit aber nur als allgemein menschliche, also abstrakt menschliche Arbeit, wie ich oben zu zeigen versuchte.

Wenn wir das gemeinsame der vielen konkreten Arbeiten einer gegebenen kapitalistischen Gesellschaft bestimmen wollen, dass was sie als unterschiedslos menschliche Arbeit ausweist, dann kommen wir um den „naturalistischen Arbeitsbegriff“ nicht herum, eben weil die menschliche Arbeit unter allen gesellschaftlichen Bedingungen, also auch unter kapitalistischen, Naturkraft bleibt und ihr Wert selbst zu einem Teil „natürlich“ bestimmt ist (physisches Minimum). Die Äußerung dieser Naturkraft, also, wie Marx es sagt, die Verausgabung von Muskel, Hirn etc. unter den gesellschaftlichen Bedingungen des Kapitals, stellt sich dar zunächst in Ware, dann im Akt der Umsetzung und Verdoppelung im Geld, also in der verselbständigten Wertform. Sie lässt sich messen in Zeit (jede Arbeit, unabhängig von ihrer besonderen Art, lässt sich in Zeit messen! Die Zeit, die die verschiedenen Arbeiten dauern, ist eine ihrer wesentlichen Gemeinsamkeiten und im Kapitalismus ist Zeit Geld! Hier irrt Postone nicht!). Die Verallgemeinerung der Wertform in einer gegebenen Gesellschaft ist nicht zu haben ohne die Verallgemeinerung der Lohnarbeit, und sie ist Form der Werts substanz Arbeit. Geld repräsentiert Arbeit, stellt sie als Wertform dar! Und quantifizieren lässt sich das auch, denn der Mehrwert ist und bleibt das Wesentliche, worum es im Kapitalismus praktisch geht. Was wäre auch der Mehrwert ohne quantitative Differenz zwischen Wert und Mehrwert? Auch nur eine „gegenständliche Reflexion“? Damit könnte das Kapital schlecht leben!

Über technische und organische Zusammensetzung von Kapital

Michael Heinrich kommt zu dem Ergebnis:

„Als quantitativ bestimmte Kategorie macht die technische Zusammensetzung keinen Sinn: es ist nicht nur empirisch, sondern vor allem begrifflich unklar, wann eine technische Zusammensetzung gestiegen oder gefallen ist.“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 316)

Obwohl im Kapitalismus doch sehr offensichtlich sich alles letztlich um die Quantität dreht (Arbeitszeit, Kosten, Gewinn, etc.) kommt der Autor auch im Falle der technischen Zusammensetzung, wie schon bei der Frage der Werts substanz, auf den Punkt der „nicht Quantifizierbarkeit“. Ist es wirklich möglich, eine gesellschaftliche Produktionsweise, in der alles sich um die Quantität dreht, rein „qualitativ“ (Wertform) zu kritisieren? Diese Frage lasse ich mal so stehen, und werde stattdessen versuchen, die „technische Zusammensetzung des Kapitals“ empirisch (beispielhaft) und begrifflich genauer zu bestimmen.

Es geht um die „Masse an Produktionsmitteln“ im Verhältnis zur Arbeitsmenge. Zunächst allerdings nur in Bezug auf das fixe konstante Kapital, also Maschinen etc.. Ich folge Michael Heinrich, wohl wissend, dass für die Wertzusammensetzung des Kapitals auch das zirkulierende konstante Kapital, also Werkstoffe, Halbfertigprodukte etc., die in der Produktion weiterverarbeitet werden, Berücksichtigung finden müssen. Die aus der erhöhten technischen Zusammensetzung sich ergebende Erhöhung der Wertzusammensetzung ist aber von besonderer Bedeutung, wie ich später noch zeigen will.

Die Marxsche Argumentation hält Michael Heinrich nur eingeschränkt für „plausibel“, etwa wenn eine Spinnmaschine mit 2 Spindeln, durch eine Spinnmaschine mit 8 Spindeln ersetzt wird. Seiner Meinung nach schwindet diese Plausibilität „bei grundlegenden technologischen Veränderungen“. (Die Wissenschaft vom Wert, S. 316)

Beim Begriff der „technischen Zusammensetzung“ geht es allein um die Gebrauchswertseite des Produktionsprozesses, also um die konkrete Arbeit, konkrete Arbeitsprozesse und nicht um menschliche Arbeit schlechthin. Es macht also auch keinen Sinn, sie ad hoc übergreifend bestimmen zu wollen. Wir können sie nur in jedem einzelnen Arbeitsprozess nachweisen. Die Erhöhung der technischen Zusammensetzung von Arbeitsprozessen ist Ausdruck der Produktivkraftentwicklung und in soweit ein allgemeines Phänomen, dass aber in jeder Branche und in jedem Arbeitsprozess andere Formen annimmt.

Michael Heinrich meint:

„Allein schon der Vergleich verschiedener Produktionsmittelmengen der Masse nach betrachtet ist eine Unmöglichkeit, sofern es sich nicht um Güter derselben Art handelt. Was ist eine größere „Masse von Produktionsmitteln“: eine Dampfmaschine plus x Zentner Kohlen oder ein Dieselmotor plus y Liter Dieselöl?“ (Die Wissenschaft vom Wert, S.316)

Die Frage so gestellt, kann das Ergebnis natürlich nur ein Achselzucken sein. Es macht überhaupt keinen Sinn, die Frage nach der „Masse von Produktionsmitteln“ so zu stellen. Die Frage war die, nach dem Verhältnis zwischen einer Masse an Produktionsmitteln und der Arbeitsmenge. Bleiben wir also bei der Dampfmaschine und dem Dieselmotor und schauen uns einen Arbeitsprozess an, in dem sie angewendet werden. Nehmen wir eine Dampflokomotive und eine Diesellokomotive, die einen Güterzug ziehen. Auf der Dampflokomotive waren in aller Regel zwei Personen aktiv: der Lokführer und der Heizer. Auf der Diesellokomotive war/ist nur noch der Lokführer erforderlich. Ferner: Die Diesellokomotive ist zu mehr Leistung (PS oder kW) fähig. Sie kann schneller fahren und/oder mehr Güterwaggons ziehen. Das Betanken geht schneller etc. Im Resultat läuft das immer auf das gleiche hinaus: Die Diesellokomotive kann mit mehr Gütern schneller am Ziel sein. Sie wird nicht nur von einer Person weniger bedient, die Person wird auch schneller wieder frei, um eine andere Lokomotive zu fahren oder dieselbe Lokomotive erneut in

Bewegung zu setzen, was auf das gleiche hinausläuft. Der Diesellokführer kann in jeder Beziehung eine größere Masse Produktionsmittel in Bewegung setzen.

Weiter:

Für die empirische Plausibilität muss mensch wirklich die einzelnen Branchen und ihre Produktionsprozesse kennen und beschreiben. Ich könnte jetzt anfangen, verschiedene Produktionsprozesse im Maschinenbau und im Anlagenbau durchzusprechen (Einsatz von Werkzeugmaschinen, Einsatz von Steuerung und Programmierung, Automation in der Verfahrenstechnik) die ich am besten kenne. Das würde eine „never ending story“ der Erklärung, weil ich glaube, dass die meisten, die Michael Heinrich gelesen haben, sich in diesen Bereichen nicht auskennen. Ich werde mich auf ein Beispiel beschränken.

Anfang der 80iger Jahre arbeitete ich als Einrichtungs- und Reparaturschlosser in einer Flanschenfabrik. Deren mechanische Werkstatt war vollgestopft mit Drehautomaten, NC-Drehmaschinen und Bohrautomaten. Alles sogenannte Einzweckmaschinen. Dann kam die erste CNC-Drehmaschine. Auch sie hatte nur eine Arbeitsspindel, keine Aufstockung von 2 auf 8, dafür aber einen Werkzeugkopf für Drehmeißel, Bohrer, Reibahlen, der in Windeseile aus einem Magazin sich die unterschiedlichsten Werkzeuge griff, um damit den Werkstoff zu bearbeiten. Eine Person konnte in einer gegebenen Zeit eine größere Masse an Produktionsmitteln (hier Werkzeuge) zum Einsatz bringen und damit in rascher Folge die unterschiedlichsten Arbeitsvorgänge ausführen. Selbstverständlich war dies nur möglich mit Hilfe der Integration des Computers und der entsprechenden Programmiermöglichkeiten (noch ein Produktionsmittel mehr). Was den Wert anbetrifft, so sei hier nur kurz erwähnt, dass diese CNC-Maschine deutlich teurer war als die Einzweckmaschinen. Im Arbeitseinsatz mit den ebenfalls sehr teuren Werkzeugen, wurde die in Bewegung zu setzende Wertmenge noch größer.

Hier handelt es sich wie gesagt nur um ein Beispiel, aber der Kundige weiß, dass dieser Einsatz von CNC-Maschinen überall in der Industrie vonstatten ging.

Ich könnte fortfahren mit dem Einsatz von Bearbeitungszentren, von Automaten, etwa Schweißautomaten in der Autoindustrie, Ersatz von Handventilen durch Ventile mit Steuerkopf in verfahrenstechnischen Anlagen etc. Überall ergibt sich das gleiche Bild: Es mehren sich die zum Einsatz kommenden Produktionsmittel pro Beschäftigten und die Ausrüstung jedes Einzelarbeitsplatzes wird dadurch teurer. Überall wächst sich der Einsatz neuer Technologie, neuer Maschinen zu einem Maschinensystem aus, das auch dann teurer ist als die ersetzten Einzelmaschinen, die vorher im Einsatz waren, wenn ihre einzelnen Komponenten immer billiger werden.

Diesen Prozess kann man aber auch im privaten Haushalt nachvollziehen, also abseits der Wertproduktion selbst.

Im zarten Alter von 56 kann ich mich noch sehr gut erinnern an private Haushalte ohne Wasch- und Geschirrspülautomat. Wäsche wurde von Hand gewaschen und Geschirr wurde von Hand gespült. Diese Art der Arbeit ließ es nicht zu, dass die Hausfrau (holla, wir leben immer noch im Patriarchat!) gleichzeitig die Produktionsmittel bediente, die zur Essensvorbereitung benutzt wurden (Messer zum Kartoffel schälen, etc.) und die Wäsche im Trog wusch. Das musste nacheinander geschehen.

Mit der Einführung von Wasch- und Geschirrspülautomat wurde die Hausfrau „multitasking-fähig“. Sie konnte etwa gleichzeitig die Wäsche waschen und all die Produktionsmittel betätigen, die der Essensvorbereitung oder der Reinigung der Wohnung dienten. Das gleiche gilt natürlich für die Einführung des Geschirrspülautomaten.

Wie gesagt, mit Wertproduktion hat das alles nichts zu tun, aber damit auch die „technische Zusammensetzung“ zunächst nichts zu tun. Wir halten lediglich begrifflich fest, dass in der

gleichen Zeit durch menschliche Arbeitskraft (Arbeitsmenge) eine größere „Masse an Produktionsmitteln“ betätigt werden kann und, dass es sich hier um einen „grundlegenden technologischen Wandel“ gehandelt hat. (Es versteht sich von selbst, dass Geschirrspülautomat oder Waschmaschine deutlich teurer sind, als die Produktionsmittel, die bei manueller Erledigung benutzt werden.)

Jetzt aber will ich mich konzentrieren auf PCs im besonderen und IT-Investitionen im allgemeinen. Das ist heute „in“, da kann man eine Menge voraussetzen und Michael Heinrich führt ja den PC ausdrücklich an (S. 321 ... und natürlich geht es auch hier nicht primär um Quantität, sondern um Qualität - der PC sei „leistungsfähiger“ und billiger geworden), um zu demonstrieren, dass die Wertzusammensetzung des Kapitals nicht gesetzmäßig erhöht wird. Um Michael Heinrichs Argumentation begegnen zu können, muss ich allerdings den Erfahrungsbereich des Heimanwenders und auch des Autors, der den PC eigentlich nur als verbesserte Schreibmaschine nutzt, verlassen und seine industrielle Anwendung ins Spiel bringen.

Ich arbeite als technischer Redakteur mit „Sonderaufgaben“, die mir einigen Einblick verschaffen. Zunächst bleibe ich bei der reinen technischen Dokumentation. Ich muss Dokumente erzeugen, in denen Texte, Tabellen, Pixel- und Vektorgrafiken, Diagramme, etc. zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt werden, die mittlerweile Teil des Produkts (Maschine oder Anlage) sind und als produktive Arbeit verbucht werden. (Das will ich nicht weiter erläutern). Um dies alles leisten zu können, benötige ich eine entsprechende Hard- und Software. Auf der einen, wie auf der anderen Seite sind Schnittstellen zwischen verschiedener Hard- und Software erforderlich. (Hardware: Scanner, Drucker etc.; Software: vor allem Filter für den Datenaustausch zwischen verschiedenen Programmen.) Es handelt sich um einen Einzelarbeitsplatz, eine Feststellung, die wichtig ist später für den Wertzusammensetzung des Kapitals.

Während meiner Ausbildung, Anfang der 90iger Jahre, war das zentrale Produktionsmittel ein 486er PC mit einem Arbeitsspeicher von 16 MB, mit Windows 3.11 als Betriebssystem. Während dieser Zeit sollten wir eine Zeitschrift für die Druckstufe erzeugen, die alle die oben genannten Dateitypen enthält. Es war eine Katastrophe und kostete uns wegen der ständigen Abstürze manche Nachtstunde, um fertig zu werden. Die einzelnen Programme und die Geräte der Peripherie konnten nur nacheinander genutzt werden.

Als ich „meinen“ ersten Arbeitsplatz im Maschinenbau „besetzte“, kam ein PC mit Pentium I Prozessor, einem etwas größeren Arbeitsspeicher und Windows 95. Benutzte Programme (Produktionsmittel im engeren Sinne) waren Microsoft Office, Pagemaker, Corel Ventura, Graphicsuite CorelDraw etc. „Multitasking“ war zwar versprochen, aber in der Realität reihte sich auch hier ein Systemabsturz an den anderen, was Anspannung und Stress bei termingebundener Arbeit immens erhöhte.

Heute arbeite ich in einem Betrieb des Anlagenbaus mit einem PC, der über einen Pentium IV Prozessor mit 2,3 Ghz Taktfrequenz (Quantität! Die Geschwindigkeit der CPU wird durch die Integration von immer mehr Schaltkreisen erhöht! Schaltkreis als Produktionsmittel!), Arbeitsspeicher von 512 MB (Quantität!) verfügt. Das Betriebssystem ist Windows 2000 (32 Bit im Gegensatz zu 16 Bit vorher, Quantität! Erhöhung der Busbreite, Bus als Produktionsmittel!) und herauskommt ein qualitativ „leistungsfähigeres“ Produktionsmittel. Ich kann jetzt all die verschiedenen Software-Produktionsmittel im „Multitasking-Betrieb“ nutzen, die vorher gnadenlos Abstürze erzeugt hätten! Ich kann in einer bestimmten Arbeitszeit (Arbeitsmenge) eine größere „Massen an Produktionsmitteln“ (ja, dazu gehören auch ICs und die Leiterbahnen des Busses!) benutzen. Systemabstürze kenne ich kaum noch, was auch ein entspannteres Arbeiten ermöglicht (man muss nicht ständig sichern).

Um mich nicht zu sehr in technischen Details zu verlieren, werde ich darauf verzichten, aufzuzeigen, dass alle qualitative Veränderung am PC sich in ganz bestimmte quantitative Veränderungen auflösen lassen. (Ich kann ja später noch was nachlegen.)

Bis hierher habe ich die Entwicklungen an einem Einzelarbeitsplatz mit einem einzelnen PC beschrieben. Da ich bei uns auch einen großen Teil des Software-Supports leiste, könnte ich ähnliche Prozesse an jedem einzelnen Arbeitsplatz aufzeigen.

Jetzt will ich mich aber der auf dieser veränderten technischen Zusammensetzung aufsetzenden Wertzusammensetzung zuwenden. Michael Heinrich stellt ja lediglich fest, dass „neue, leistungsfähigere Computer“ billiger geworden sind. Das ist richtig. Aber was ist damit über die Wertzusammensetzung eines Kapitals gesagt? In der Industrie ist jeder PC eine Workstation des Netzes. Mit der Einführung der PCs entwickelte sich ein „Maschinensystem“, (Hier Informations- und Kommunikationssystem), das als Ganzes erhebliche Investitionssummen verschlingt, die um ein Vielfaches über den Kosten einer traditionellen Büroausstattung liegt.

Fakt ist, dass das in IT-Technologie investierte Kapital in modernen Großunternehmen ständig zunimmt und dass dies mehr Lohnarbeitsplätze kostet als bringt. (Die Zahlen werde ich bei Bedarf noch nachreichen.) Ich werde das wiederum hier nur an einem Beispiel aus meiner Erfahrung illustrieren.

Auf Grund meiner Kenntnisse und Fertigkeiten war ich vor einiger Zeit in ein Investitionsvorhaben sozusagen beratend involviert.

Ausgangslage:

Dieselben Daten (technische Spezifikation von Anlagen-Komponenten) für das Engineering einer Anlage werden von verschiedenen Leuten mit verschiedenen Programmen immer wieder eingegeben (Angebotserstellung mit Word, Komponentenliste mit Excel, Fließbild der Anlage mit AutoCad). Eine Investition in CAE (Computer-Added-Engineering) sollte dieser „Arbeitskraftvergeudung“ ein Ende setzen.

CAE ist ein Instrument zur Erzeugung eines „intelligenten“ Fließbildes (Kernstück der Konstruktion einer verfahrenstechnischen Anlage). Wird an irgend einer Stelle eine Änderung vorgenommen, so wird diese Änderung überall übernommen, wo das nötig ist.

Fehlermöglichkeiten durch Mehrfacheingabe werden reduziert. Darüber hinaus können die einmal eingegebenen Daten für verschiedene Dokumentausgaben (Angebot, Komponentenliste, etc.) genutzt werden.

Auch in diesem Fall läuft das Ganze auf folgendes hinaus:

1. Entweder die vorhandenen Arbeitskräfte, die bisher die Mehrfacheingabe der selben Daten leisten mussten, werden für andere Aufgaben frei
2. oder sie werden ganz einfach „überflüssig“.

Eine verringerte Arbeitsmenge setzt mit einer größeren Masse an Produktionsmitteln eine größere Menge an Geldkapital in Warenkapital um. CAE heißt nämlich nicht zuletzt, dass ein CAD-System (Produktionsmittel) mit einer Datenbank (einem weiteren Produktionsmittel) verbunden wird.

Dieses CAE-System ist aber bedeutend teurer als ein traditionelles CAD-System. Es hilft die Lohnkosten zu senken, aber das in Produktionsmittel ausgelegte Kapital steigt. Dabei wird alles „billiger“! Es verringert das in Lohn angelegte Kapital und erhöht das in Hard- und Software angelegte Kapital. (So wurde es in der Investitionskalkulation auf Basis verschiedener Angebote jedenfalls berechnet.)

Wenn Michael Heinrich schreibt:

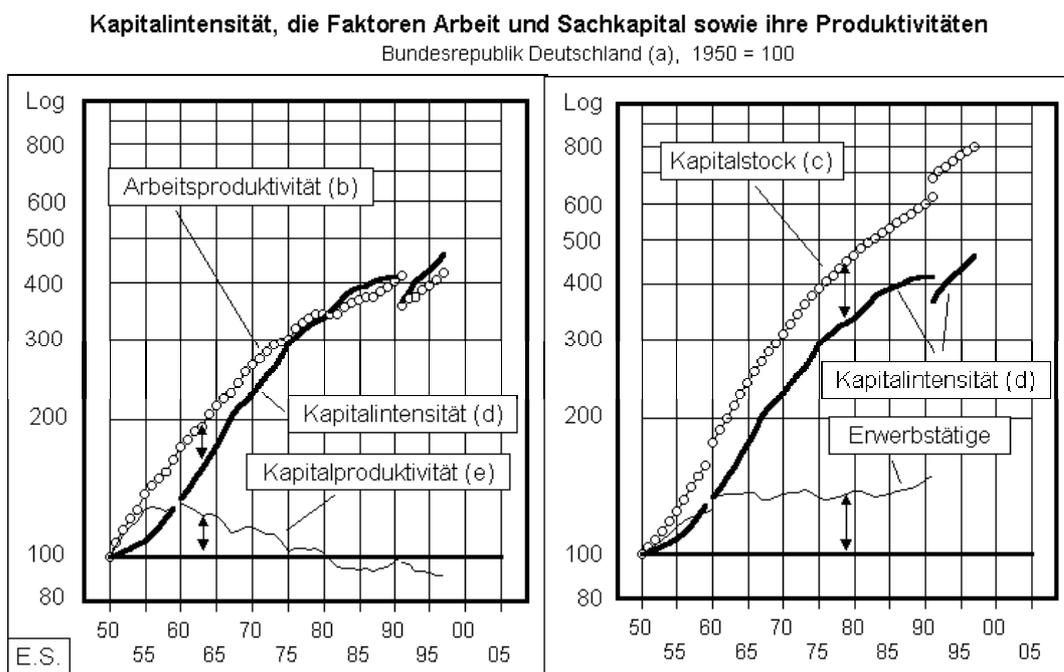
„Bei der Maschinerie konzedierte er (Marx), dass zwar die einzelne Maschine billiger werden könnte, dass sich aber ein ganzes System der Maschinerie entwickle und der Arbeit

gegenüberstehe, und dieses ganze System werde notwendigerweise teurer.“ (Die Wissenschaft vom Wert S. 321)

So kann ich dass vor dem Hintergrund meiner Erfahrung nur bestätigen, auch wenn es bei Marx nicht „belegt“ ist. Hinter dem einzelnen PC steht in der Industrie ein komplexes Netzwerk, mit Servern und wiederum diversen Software-Anwendungen für Administratoren. Den Hinweis auf den billigen Einzel-PC kann jedenfalls nur ein Heimanwender und Autor machen.

Diese Veränderungen habe ich überall dort beobachten können, wo ich gearbeitet habe, und wo investiert wurde. Sie drückt sich aus in der zunehmenden „Kapitalintensität“, also dem erhöhten Kapitaleinsatz pro Erwerbstätigen, die belegt ist besonders für das Wirtschaftswunderland Japan, wie auch für die Länder Westeuropas für die ganze Zeit nach dem 2. Weltkrieg.

Zum Beispiel Deutschland:



Fußnoten im Text.

In den USA war schon vor Beginn der Nachkriegsprosperität Kapitalintensität und Produktivität sehr hoch und viel höher als in Japan oder Europa. Wenn in den USA schon seit längerem kein signifikanter Anstieg der Kapitalintensität mehr zu beobachten ist, so liegt dies meiner Meinung nicht zuletzt an dem phantastischen „Beschäftigungswunder“ der „Dienstleistungsgesellschaft“ (was genauer zu untersuchen wäre). Unsanft werden die Menschen in die „Selbständigkeit“ für Dienstleistungen gedrängt, für die keine großen Maschinen und Maschinensysteme gekauft werden müssen (um Schuhe zu putzen, braucht Mensch nur Bürste, Lappen und Schuhcreme, für „hochentwickelte“ Dienstleistungen vielleicht nur einen PC mit einiger Peripherie, alles erschwinglich). Wäre in diesen Bereichen die Kapitalintensität nicht so bescheiden, würde das „Beschäftigungswunder“ ja auch überhaupt nicht funktionieren. Jedenfalls ist diese Art der „Dienstleistungsgesellschaft“ genauso ein Indiz für das Versagen des Kapitals, wie die hohe Lohnarbeitslosigkeit in europäischen Ländern. Um es in der Sprache der Ökonomen auszudrücken, wie sie es gegen den Realsozialismus „erkannt“ hatten: Beim dienstleisterischen „Beschäftigungswunder“, besonders in der Form der „Selbständigkeit“, handelt es sich um „verdeckte Lohnarbeitslosigkeit.“ Es handelt sich um ein „Beschäftigungswunder“, dass auf dem Versagen des Kapitals beruht, weil eine große Anzahl von Menschen keine Lohnarbeit mehr

finden kann. (Unsere sauberen Ökonomen hatten ja dem Realsozialismus immer „verdeckte Lohnarbeitslosigkeit“ vorgeworfen, weil die bestehenden „Beschäftigungsverhältnisse“ nicht profitabel seien. Wenn nun in Folge ungenügender Profitabilität des Kapitals Menschen in eine oft erbärmliche „Selbständigkeit“ gezwungen werden, dann ist das nichts anderes.)

Zunehmende Kapitalintensität heißt, erhöhte Wertzusammensetzung. Wie ich ansatzweise gezeigt habe, lässt sich das auf die erhöhte technische Zusammensetzung des Kapitals zurückzuführen, also das Verhältnis der Masse der Produktionsmittel zur angewandten Arbeitskraft.

In der eingefügten Grafik wird auch deutlich der Anstieg der Arbeitsproduktivität. Es wird also jener Faktor angesprochen, der über die Erhöhung der Mehrwertrate den Fall der Profitrate kompensieren oder die Profitrate erhöhen soll. Ob sich aber die steigende Arbeitsproduktivität in einer Erhöhung der Mehrwertrate niederschlägt, das hängt auch von der Entwicklung der Lohnsumme und Anzahl der Beschäftigten, den Lohnstückkosten etc. ab und darüber entscheidet wieder der Markt und nicht zuletzt der Klassenkampf. **Interessanter Weise verlässt Michael Heinrich bei der Verfolgung der Mehrwertrate seinen eingeschlagenen Weg, dass sich alles letztlich auf dem Markt entscheidet.** Es wird vielmehr unterstellt, dass die produktionsseitig erzeugte Steigerung der Arbeitsproduktivität sich unvermittelt niederschlägt in einer Erhöhung der Mehrwertrate.

Tendenzieller Fall der Profitrate und Krise des Kapitals

Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate ist weit mehr als das, wofür Michael Heinrich es hält. Es ist die Probe aufs Exempel ob und wie das Wertgesetz sich durchsetzt. Der Widerspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Verwertung in Produktion und Zirkulation muss sich ausdrücken in steigender Mehrwertrate und tendenziell sinkender Profitrate. Wenn allerdings der Wert selbst schon als bloß „gegenständliche Reflexion“ verkannt ist, die Werts substanz und damit deren Größenveränderungen als Fehlinterpretation beiseite gelegt sind, dann fragt es sich, warum Michael Heinrich sich überhaupt noch mit dem Fall der Profitrate und ihrem Verhältnis zur Mehrwertrate beschäftigt. Schließlich geht es bei beiden um die Größenveränderungen von Wert und Mehrwert, um die Größenverhältnisse von notwendiger bezahlter Arbeit zur unbezahlten Mehrarbeit. Mit bloß „gegenständlicher Reflexion“ kann und braucht man eigentlich zur Mehrwertrate keinerlei begründete Aussage mehr machen. Durch seine Ausführungen zum Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate macht er im Grunde deutlich, dass es für ihn kein „ökonomisches Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft“ gibt. Alles kann, nichts muss sein.

In Michael Heinrichs Verfahren der Kritik ist mir folgendes aufgefallen:

Immer mal wieder konzediert er Marx, dass der „Augenschein“ für ihn spräche, dass einzelne Argumente plausibel klingen (Entwicklung der Maschine zum Maschinensystem etc.) Diesen „Augenschein“ der Empirie, der bei Marx als logischer innerer Zusammenhang verschiedener Phänomene angesprochen wird, wird in seine Einzelteile zerlegt und jede Erscheinung für sich genommen und am Ende für zufällig erklärt (kann sein, kann auch nicht sein). Die Marxsche Theorie wird dabei ebenso in Schritten zerlegt, wie die Erscheinungen des Kapitals selbst.

Erst ist die einzelne Ware nur noch Gebrauchsgegenstand, dessen Produktion rein technischer Arbeitsprozess und nicht zugleich Verwertungsprozess. Weil die Verwertung nur noch eine Sache des Marktes ist, kann die produzierte Ware keine Werts substanz enthalten. (Wert als bloß „gegenständlicher Reflex“)

Dann wird der technische Arbeitsprozess vorgenommen und zunächst der Begriff der technischen Zusammensetzung in seiner Aussagefähigkeit in Frage gestellt, sowie daran anknüpfend der Begriff der organischen Zusammensetzung der Kapitals (Wertzusammensetzung technisch bestimmt). Vom allgemeinen Gesetz der Kapitalakkumulation bleibt so auch nicht viel übrig. („Dass diese industrielle Reservearmee, wie von Marx behauptet, langfristig zunehmen muss, lässt sich jedoch nicht behaupten.“ Die Wissenschaft vom Wert, S. 324)

Schließlich und endlich – und darin fasst sich alles zusammen – gerät das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate - als Ausdruck der widersprüchlichen Durchsetzung des Wertgesetzes, indem der unlösbare Widerspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Verwertung hervortritt, das Kapital selbst zur Schranke seiner Verwertung wird – auf die Abschlussliste.

Die Marxsche Absicht, mit seiner Kapitalkritik zugleich das „ökonomische Bewegungsgesetz“ der bürgerlichen Gesellschaft herauszuarbeiten verliert sich im Sande. Davon bleibt so gut wie nichts übrig. Eine letztlich beeindruckende Bilanz der Demontage der Kritik der Politischen Ökonomie.

Michael Heinrich schreibt:

„Daß im Verlauf kapitalistischer Entwicklung die Mehrwertrate steigt, ist klar.“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 331)

und weiter:

„Soll nun gezeigt werden, dass die Profitrate eine Tendenz zum Fallen hat, müsste nachgewiesen werden, dass zumindest langfristig die Wertzusammensetzung schneller steigt, als die Mehrwertrate.“ (ebenda S. 331)

Was er nicht diskutiert, ist, wie es zu einer Steigerung der Mehrwertrate kommt. Er unterstellt einfach, dass sich langfristig die gestiegene Arbeitsproduktivität automatisch in steigende Mehrwertrate umsetzt. Ich will im folgenden zeigen, dass die Mehrwertrate und Wertzusammensetzung sich auf unterschiedliche Art bilden und dass die Mehrwertrate zweifellos langsamer steigt als die Wertzusammensetzung. Ich will ferner zeigen, dass die Mehrwertrate nur dann die Profitrate wieder auf ein hohes Niveau für beschleunigte Kapitalakkumulation und Wachstum bringen kann, wenn der Fall der Profitrate zu bestimmten Ergebnissen geführt hat.

Lange habe ich überlegt, wie ich meine Kritik an Michael Heinrichs Position zum Fall der Profitrate anlegen soll und mich bei meinen Formulierungsversuchen immer wieder vergaloppiert, mich selbst in Fehler verstrickt (so ist das, wenn man sich in rein begrifflicher und formaler Logik verliert statt die begriffliche Logik aus Logik der gesellschaftlichen Entwicklung herzuleiten. Dies ist wohl der 10. Versuch nach wiederholter Recherche). Denn eins ist klar, leicht ist das Problem nicht. Im Gesetz der tendenziellen Falls der Profitrate spiegeln sich sozusagen alle Widersprüche des Kapitals wieder.

Dann bin ich bei erneuten Recherchen auf die Kritik von Henning Wasmus und die Erwiderung von Michael Heinrich gestoßen. Da ich den Beitrag von Henning Wasmus (er befindet sich im Anhang) für ausgezeichnet halte, werde ich daran und an Heinrichs Antwort anknüpfen.

Zur Verteidigung seiner Position schreibt Michael Heinrich:

„Der zentrale Fehler von Wasmus (und vielen anderen) besteht darin, dass sie aus der Voraussetzung einer steigenden Wertzusammensetzung des Kapitals weiter schließen, dass ein Kapital gegebener Größe eine immer kleiner werdende Zahl von Arbeitskräften beschäftigen würde. Steigende Wertzusammensetzung bedeutet, dass die Zusammensetzung $c = 50$ und $v = 50$ z.B. auf $c = 80$ und $v = 20$ und weiter auf $c = 90$ und $v = 10$, $c = 95$ und $v = 5$ und immer so weiter wachsen kann. Ob aber ein v mit Wert 5 weniger Arbeitskräfte bezahlt wie ein v mit Wert 50, oder ob das v mit Wert 5 genauso viele (oder vielleicht sogar mehr) Arbeitskräfte beschäftigt wie früher ein v im Wert von 50, hängt davon ab, wie sich der Wert der Arbeitskraft entwickelt. Ist der Wert der Arbeitskraft auf $1/10$ seines alten Werts gesunken, dann werden von einem v der Größe 5 genauso viele Arbeitskräfte beschäftigt wie früher von einem v der Größe 50. Aus einer beliebig steigenden Wertzusammensetzung des Kapitals, also einem beliebig klein werdenden Anteil von v am Gesamtkapital, kann somit nicht geschlossen werden, dass auch die Zahl der Arbeitskräfte, die ein gegebenes Kapital beschäftigt, beliebig klein wird - dies ist aber genau der Fehlschluss von Wasmus.“ (Nachzulesen auf der Internetseite von Michael Heinrich)

Um der Argumentation von Michael Heinrich entgegenzutreten, wonach ein kleineres v genau so viele oder gar mehr Arbeitskräfte beschäftigen könnte wie zuvor ein größeres variables Kapital, wenn nur der Wert der Ware Arbeitskraft entsprechend sinke, nehme auch ich zunächst den „Augenschein“ für mich in Anspruch. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der konjunkturelle Zyklus, in dessen widersprüchlichen Verlaufsformen sich das Wertgesetz Geltung verschafft. (Ich beziehe mich dabei auf die ebenso beeindruckende, wie monströse Arbeit – ca- 1000 Seiten - von Stephan Krüger aus dem Jahr 1986 „Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation, Langfristige Entwicklung und konjunktureller Zyklus und“, erschienen im VSA-Verlag 1986 und leider, leider nicht mehr erhältlich) Ich verlasse damit die Logik und Kunst des Bruchrechnens, von der ich bestimmt weniger verstehe als Michael Heinrich und wende mich der Logik realer Entwicklung zu. Den Verlauf des Zyklus kann ich hier nur

sehr vereinfacht, im idealen Durchschnitt, auf der Basis der ausführlichen Analyse von Krüger skizzieren.

Im industriellen Zyklus drückt sich beides aus:

- die von Marx betonte relative Unabhängigkeit von Preis und Wert, das Abweichen des Preises vom Wert (Konjunkturaufschwung mit den dafür typischen inflationären Prozessen)
- die Bestimmung des Preises durch den Wert, die Durchsetzung des Wertgesetzes (Konjunkturabschwung und Krise mit den dafür typischen deflationären Prozessen)

In diesen Momenten kommt ferner zur Geltung der widersprüchliche Charakter der Produktivkraftentwicklung selbst, die sich sowohl ausdrücken kann

- in der Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit zur Herstellung einer bestimmten Quantums an Waren (an der Zirkulationsoberfläche ausgedrückt in Preissenkung der Waren, auch der Ware Arbeitskraft bei nachlassender Nachfrage und Umsatzrückgang)
- wie in der Vermehrung und Vervielfältigung des Warenangebots (an der Zirkulationsoberfläche ausgedrückt in Anhebung der Preise bei steigender Nachfrage und Umsätzen)

Als Einstieg in meine Kurzdarstellung wähle ich die Krise, also die Schaffung von besseren Verwertungsbedingungen, die eine neue Expansion des Kapitals ermöglichen.

Der Aufschwung setzt ein mit der ausgedehnten Neuanlage von Kapital, Investitionen, die die technische Zusammensetzung erhöhen und die Arbeitsproduktivität steigern. Der Aufschwung setzt sich fort mit steigender Nachfrage nach Waren aller Art und wachsenden Umsätzen und Profiten (Anstieg auch der Profitrate). Mit der steigender Produktion wächst auch die Nachfrage nach Arbeitskraft, was abhängig von den genaueren Umständen, auch zu Preiserhöhung der Ware Arbeitskraft führen kann. Bis zum Höhepunkt der Konjunktur wird dieser Prozess begleitet von steigenden Preisen, also inflationären Prozessen, schnellere Geldzirkulation, Ausdehnung des Kredits, etc. (die gestiegene Arbeitsproduktivität drückt sich aus in der Vermehrung und Vervielfältigung des Warenangebots und –umsatzes. Sie setzt sich nicht unmittelbar um in allgemein sinkende Preise, die Preise weichen vom Wert ab).

Mit Überschreitung des Konjunkturmehrpunktes setzt die Gegenbewegung ein. Der Umsatz kann nicht weiter gesteigert werden, sondern bricht ein (dazu später mehr). Mit dem Umsatz sinkt der Profit (auch die Profitrate fällt). Im Kampf um Marktanteile beginnen die Preise zu fallen (deflationäre Prozesse, die gestiegene Arbeitsproduktivität drückt sich jetzt aus in sinkenden Preise, das Wertgesetz setzt sich durch). Eine wachsende Zahl von Betrieben schreibt rote Zahlen, die Zahl der Pleiten nimmt zu und ebenso die Zahl der Unternehmen, die zwar weiterexistieren, aber um den Preis von Entlassungen. Diese Entwicklung hält an, bis der Tiefpunkt der Krise erreicht ist. Der Umsatz ist heruntergefahren, aber mehr noch ist die Lohnsumme (variables Kapital) gesunken (durch Entlassungen und Lohnsenkungen) Am Ende der Krise sind alle Preise gesunken und mit ihnen ist die Zahl der beschäftigten LohnarbeiterInnen gesunken. Das Niveau der Beschäftigung liegt unterhalb des Ausgangsniveaus zu Beginn des Zyklus (ein Kapital beliebiger Größe beschäftigt jetzt weniger LohnarbeiterInnen, als ein gleich großes Kapital zu Beginn des Zyklus).

Das Kapital ist jetzt kleiner als im Konjunkturmehrpunkt, aber es ist größer als zu Beginn des Zyklus, was immer seine Größe sei (lässt sich annäherungsweise am BIP ablesen) Erst jetzt hat sich die zu Beginn des Zyklus erhöhte technische Zusammensetzung in eine der gestiegenen Arbeitsproduktivität entsprechende Wertzusammensetzung umgesetzt, die sich auf die Profitrate wie folgt auswirkt: war sie während des Abschwungs kontinuierlich

gesunken, so steigt sie jetzt wieder an. Das Niveau aber, von dem aus sie steigt, ist niedriger als das zu Beginn des Zyklus. Zyklusübergreifend ist die Profitrate gefallen. Das muss so sein, wenn v im Verhältnis zu c auf Grund erhöhter technischer Zusammensetzung gesunken ist. (vergl. dazu Wasmus im Anhang und meine noch folgenden Ausführungen zur Wertzusammensetzung und Mehrwertrate) Stefan Krüger kommt in seiner umfassenden Untersuchung außerdem zu dem Ergebnis, dass die Akkumulationsrate des produktiven Kapitals sich allmählich der Profitrate anpasst. Sie sinkt ebenfalls tendenziell, wodurch sich das Anlage suchende Geldkapital beschleunigt vermehrt und die Spekulation jeder Art begünstigt.

Im Konkunkturaufschwung kommt die Tendenz des Kapitals zum Ausdruck, die Produktivkraft der Arbeit absolut, unabhängig von den Grenzen der Verwertung von Wert zu entwickeln (Preis und Wert weichen sozusagen systematisch voneinander ab, Produktion auf Teufel komm raus, Hauptsache wachsender Umsatz, etc.). Im Konjunkturabschwung werden der Produktivkraftentwicklung die Grenzen gezogen, das Gesetz des Wertes verschafft sich Geltung (Rückführung der Preise auf den Wert, Einschränkung der Produktion, Hauptsache Kostenreduzierung, etc.)

Soweit meine kurze Beschreibung, die sich selbst in den verqueren Zahlen ökonomischer Statistik, in denen ständig Katzen und Mäuse als Tiere gleicher Art zusammengezählt werden (Unternehmer und Arbeitnehmer als „Erwerbstätige“ etc.) wiederfinden lassen.

Warum ein kleineres variables Kapital (bei Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft) nicht ohne weiteres gleichviel oder mehr Arbeitskräfte kaufen kann, wie das größere variable Kapital vorher

Michael Heinrichs Argumentation läuft auf eine theoretische Begründung für das raus, was alle möglichen „wohlmeinenden“ Ökonomen vorschlagen. Das Kapital möge doch bitte **bei sinkenden Umsätzen, im Konjunkturabschwung** die Löhne senken und dafür **mehr Leute einstellen**, dann würden auch die Profite wieder sprudeln. Wenn mit einem verringerten variablen Kapital mehr Leute beschäftigt werden sollen, dann müssen die Löhne purzeln. Anders jedenfalls ist das von ihm für möglich gehaltene rechnerische „Beschäftigungswunder“ nicht zu bewerkstelligen.

Das mit dem Purzeln der Löhne hat aber seine Tücken. Seine Möglichkeit hängt ab vom Angebot, also vom Umfang der bereits bestehenden und sich vergrößernden industriellen Reservearmee und vom Klassenkampf (dazu gleich mehr). Etwas weniger Tücken haben die Entlassungen, zumindest wenn man an das gesellschaftliche Gesamtkapital denkt. Pleiten, Unternehmenszusammenbrüche hängen nicht von Verhandlungskompromissen und Klassenkämpfen ab. Sie sind Ausdruck purer ökonomischer Notwendigkeit und ganz unvermeidlich, selbst wenn einige meinen, man könne jeden Arbeitsplatz durch Kampf erhalten. Die Pleiten verringern die Zahl der Beschäftigten des Gesamtkapitals. Sie sind Ausdruck der sinkenden Durchschnittsprofitrate des Gesamtkapitals. **Um dies zu verhindern müssten die überlebenden Einzelkapitale im Konjunkturabschwung immer mehr Leute bei sinkenden Löhnen einstellen.** Stattdessen entlassen auch sie! Man schaue sich die Entwicklung der Unternehmenszusammenbrüche und die Entwicklung der Beschäftigung in den letzten Jahrzehnten an und wird unschwer feststellen, dass der „Augenschein“ nicht gerade für die Bruchrechenlogik von Michael Heinrich spricht.

Anders verhält es sich mit den Löhnen in den Betrieben, die Abschwung und Krise überleben. Über die Lohnhöhe bestehen kollektive und individuelle Verträge zwischen den Kontrahenten. Sie können nicht einseitig mit einem Federstrich gekürzt werden. Ohne Ärger, Auseinandersetzung und Kompromiss geht das nicht. Das Ausmaß, in dem Löhne gesenkt werden können, hängt letztlich vom Überangebot an menschlicher Arbeitskraft ab, nur darüber setzt sich der ökonomische Zwang zum Senken des Preises der Ware Arbeitskraft und

damit zur Anpassung auch dieses Preises an den neuen Wert durch. Unbewusst arbeitet das Kapital daran, diesen ökonomischen Zwang von Zyklus zu Zyklus zu erhöhen, solange, bis wieder Verwertungsbedingungen entstanden sind, wie etwa nach dem 2. Weltkrieg. Doch auch dazu gleich mehr.

Warum die Mehrwertrate langsamer steigt als die Wertzusammensetzung des Kapitals – Besonderheiten des Wertes der Ware Arbeitskraft und des fixen konstanten Kapitals

Immer wieder betont Michael Heinrich, dass man über die Geschwindigkeit, in der sich Wertzusammensetzung und Mehrwertrate entwickeln, keine begründete Aussage treffen könne. Man kann aber durchaus begründen, warum sich die Mehrwertrate langsamer entwickelt als die Wertzusammensetzung, wenn man sich etwas näher mit den Besonderheiten des Wertes der Ware Arbeitskraft und des fixen konstanten Kapitals im Kontext des industriellen Zyklus beschäftigt.

- Grundsätzlich gilt für die Ware Arbeitskraft, wie für alle anderen Waren, dass sich das Gesetz des Wertes erst vermittels des Wechselspiels von Angebot und Nachfrage im industriellen Zyklus durchsetzt. Konkret heißt das, dass erst bei „Überproduktion“ der Ware Arbeitskraft ihr Preis sinken kann, also die erhöhte Arbeitsproduktivität (in Gestalt der Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit für die Produktion der Lebensmittel) sich im Sinken der Löhne umsetzen lässt. Die „Überproduktion“ der Ware Arbeitskraft ist nichts anderes als die Ausdehnung der industriellen Reservearmee, die von Zyklus zu Zyklus wächst. Die „Überproduktion“ von Ware Arbeitskraft braucht ihre Zeit.
- Anders als bei dem anderen Warenpöbel haben die Kapitalisten in puncto Preisfestsetzung keine uneingeschränkte Macht. Selbst wenn ein gewisses Maß an überzähliger Lohnarbeitsbevölkerung vorhanden ist, können sie nicht durch einseitige Entscheidung einfach die Löhne senken. Es gibt, wie bereits erwähnt, Verträge, die gekündigt und neu ausgehandelt und festgesetzt werden müssen. Ohne Auseinandersetzungen und Kompromisse geht das nicht. Das hält auf.
- Der Wert der Ware Arbeitskraft ist nach der einen Seite „naturalistisch“ bestimmt (Arbeitskraft als Naturkraft), das sich im physischen Minimum ausdrückt. Nach der anderen ist er rein gesellschaftlich bestimmt durch den Entwicklungsstand der Produktivkraft, der sich eben nicht nur ausdrücken kann in der Verkürzung der Arbeitszeit zur Herstellung eines bestimmten Quantums Ware, sondern auch in der Vermehrung und Vervielfältigung des Warenangebots. Zur Vervielfältigung des Warenangebots gehört auch der Umfang der Lebensmittel, die in die Reproduktion der Ware Arbeitskraft eingehen. Es ist ganz offensichtlich (der „Augenschein“ trügt nicht), dass sich der Umfang der Lebensmittel, die in die Reproduktion der Ware Arbeitskraft eingehen, im Fortgang von Produktivkraftentwicklung und Akkumulation steigert. Die Wirkungen der Produktivkraftentwicklung sind hier genau so widersprüchlich, wie bei den anderen Waren (auch hier macht zunächst steigender Umsatz von Lebensmitteln die Erhöhung des Preises der Ware Arbeitskraft wett). Mit der Entwicklung von Nachfrage und Umsatz steigen die Preise. Erst mit dem Umsatzeinbruch durch rückläufige Nachfrage setzt sich die andere Seite der Produktivkraftentwicklung durch, Senken der Preise auf ein Niveau, das der verkürzten notwendigen Arbeitszeit entspricht oder sogar unterschreitet. Man kann das Steigen der Preise für die Ware Arbeitskraft interpretieren als ein Steigen über den Wert, oder man kann es verstehen als Steigerung des Wertes der Ware Arbeitskraft selbst, das Resultat ist immer das gleiche: **die Preise für Ware Arbeitskraft werden nicht unmittelbar durch die Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit zur Herstellung ihrer Lebensmittel bestimmt.** Diese Tendenz kann sich nur durchsetzen vermittels der überzyklisch aufgebauten und konsolidierten industriellen Reservearmee, was wiederum dauert.

- Unter Berücksichtigung dieser Faktoren, die den Wert der Ware Arbeitskraft betreffen, ist klar, dass sich die Mehrwertrate nicht im Verhältnis 1 zu 1 durch die Fortschritte in der Arbeitsproduktivität erhöhen lässt. Sie steigt langsamer als die Wertzusammensetzung des Kapitals. Letztere steigt vor allem in Folge der ausgedehnten Neuinvestition in Maschinerie (fixes konstantes Kapital) zu Beginn des Zyklus (Erhöhung der technischen Zusammensetzung, die sich direkt in einer Erhöhung der Wertzusammensetzung ausdrückt.). Der Umschlag dieses konstanten fixen Kapitals, dessen Wert allmählich im Lauf des physischen und „moralischen“ Verschleißes der Maschinerie in der Produktion auf das Produkt überragen wird, ist sozusagen die materielle Basis des Zyklus. Die erhöhte Wertzusammensetzung des Kapitals, soweit sei technisch bestimmt wird, ist mit den erfolgten Investitionen, der neuen Geldanlage, besiegelt. Erfolgreiche Mehrwertproduktion und entsprechender Umsatz von Ware in mehr Geld müssen den Vorschuss in eine rentierliche Anlage verwandeln. Die Steigerung der Mehrwertrate durch Reduzierung der Arbeitszeit, die die Lohnabhängigen auf ihre Reproduktion verwenden, ist mit der Investition keinesfalls erreicht, die Löhne sind nicht gefallen. Das muss auch nicht sein, um die Profitrate steigen zu lassen. Die Löhne können gleich bleiben oder sogar steigen, wenn nur der Umsatz in größerer Progression wächst. Jeder Zyklus bestätigt das. Die Gegenbewegung setzt mit dem Überschreiten des Konjunkturmehrpunktes ein, mit nachlassender Nachfrage und rückläufigem Umsatz. Jetzt geraten die Löhne unter Druck, muss die Zeit, die die Lohnabhängigen für ihre eigene Reproduktion arbeiten, verkürzt werden, um der Verkleinerung des Gewinns, der sinkenden Rentabilität (gesamtgemeinschaftlich: dem Fall der Durchschnittsprofitrate) entgegen zu wirken. Das Gesetz des Wertes, das die Preise regelt, entfaltet seine Wirkung. Es kann seine Wirkung aber nur entfalten in Abhängigkeit vom Ausmaß der bereits bestehenden industriellen Reservearmee und dem Umfang der jetzt erneut einsetzenden „Überproduktion“ von Ware Arbeitskraft. **Daraus ergibt sich, dass die Herausbildung einer höheren Mehrwertrate (Prozess der Anpassung des Preises der Ware Arbeitskraft an den Wert) in erster Linie nicht abhängig ist von der Arbeitsproduktivität, sondern der Größe der industriellen Reservearmee, die von Zyklus zu Zyklus größer wird und werden muss.** (Bei Michael Heinrich führt dagegen die Erhöhung der Arbeitsproduktivität unmittelbar zum Senken des Wertes der Ware Arbeitskraft und ermöglicht so auf wundersame Weise, dass sich die Arbeitslosigkeit nicht vergrößern muss.) Dieser Prozess dauert länger, als die Einführung neuer Technologien, das Heraufsetzen der technischen Zusammensetzung des Kapitals. Erst im überzyklischen Durchschnitt kann daher auch die Mehrwertrate so stark steigen, dass sie den Fall der Profitrate nicht nur kompensieren kann, sondern sogar dafür sorgt, dass die Profitrate wieder auf ein extrem hohes Niveau gehoben wird, weit höher als in den Zyklen zuvor (neue Phase beschleunigter Akkumulation, wie nach dem 2. Weltkrieg). Dieser Punkt stellt sich aber erst dann ein, wenn die Kapitalakkumulation zu einer Situation geführt hat, wie sie sich nach Weltwirtschaftskrise, Depression und Weltkrieg anzutreffen war (das haben sogar ein paar kluge Kabarettisten verstanden). Mit anderen Worten der weitgehende ökonomische Zusammenbruch der Kapitalakkumulation (nicht des „Kapitalismus“, der bürgerlichen Gesellschaft, weil Privateigentum und der Staat mit seinem Militär, seiner Polizei etc. natürlich weiterbestehen und nicht automatisch zusammenbrechen) ist Voraussetzung für einer solche Steigerung der Mehrwertrate, die verlangt, dass der Preis der Ware Arbeitskraft auf ein Niveau gesunken ist, das gerade mal das physische Minimum abdeckt. **Langer Rede kurzer Sinn, die Mehrwertrate muss langsamer steigen als die Wertzusammensetzung und kann den Fall der Profitrate nicht verhindern. Das Gesetz bleibt in Kraft, praktisch wie theoretisch!**

Exkurs zu diesem Punkt:

Investitionen gehen der Nachfrage nach Arbeitskraft voraus und bestimmen sie (begrenzend oder ausweitend), ob als Rationalisierungsinvestition oder Erweiterungsinvestition. Soweit es sich hierbei um Maschinen etc. handelt, ist der Wert „gebannt“, kann nur allmählich mit dem Verschleiß der Maschinen (physisch wie „moralisch“) auf das Produkt übertragen werden.

Das Kapital ist durch diese Investition größer geworden durch eine Vergrößerung seines fixen konstanten Teils. (Erhöhung der organischen Zusammensetzung)

Es hat damit nach der einen Seite seine Verwertungsbasis verbessert, in dem durch die erhöhte technische Zusammensetzung einer höhere Arbeitsproduktivität möglich ist. Damit sich diese höhere Arbeitsproduktivität in einer Erhöhung der Mehrwertrate ausdrücken kann, muss die Zeit, die die Lohnabhängigen für ihre eigene Reproduktion arbeiten, gekürzt werden und zwar nicht durch tatsächlich Verkürzung der Arbeitszeit, sondern durch Kürzung des Wertausdrucks der notwendigen Arbeitszeit, des Lohnes. Nur so ist sicher gestellt, dass die Lohnabhängigen weniger für ihre eigene Reproduktion und mehr für den Profit arbeiten. Es hängt jetzt also alles davon ab, wie sich das in Lohn ausgelegte variable Kapital entwickelt, wieviel Arbeitskraft dafür gekauft werden kann.

Senkt das Kapital nur die Lohnsumme durch Entlassungen, so bleibt die Mehrwertrate konstant, oder die verbliebenen LohnarbeiterInnen müssten intensiver und länger arbeiten, und zwar in angemessenem Verhältnis zur erfolgten Vergrößerung des konstanten Kapitals, um den Umsatz entsprechend zu vergrößern, den Ausfall ihrer KollegInnen zu kompensieren und den Fall der Profitrate zu verhindern.

Tatsächlich ist die Annahme einer konstanten Mehrwertrate in der Marxschen Begründung nicht so wirklichkeitsfremd, wie sie manchem erscheint. Zyklus und historische Entwicklung beweisen vielmehr, dass die Löhne nicht mit den Investitionen purzeln. Die Verringerung der Lohnsumme durch Entlassungen muss erst den Fall der Löhne vorbereiten („Überproduktion“ von Ware Arbeitskraft, Aufbau einer industriellen Reservearmee). Die Mehrwertrate kann tatsächlich erst langfristig steigen, in dem Maße wie die Löhne der gewachsenen Arbeitsproduktivität angepasst werden. Durch Steigerung der Arbeitsproduktivität, die Produkt der Investition einer gegebenen Summe Geldes im Maschinen etc. ist, sinkt der Wert der Ware Arbeitskraft bloß potentiell. Real kann er erst sinken durch eine Reduzierung der Lohnhöhe.

(Das Verhältnis zwischen notwendiger Arbeit und Mehrarbeit wäre geblieben) Erst wenn das Kapital die Löhne entsprechend der gestiegenen Arbeitsproduktivität senkt, kann es sicher stellen, dass jeder einzelne weniger Zeit für die eigene Reproduktion arbeitet und länger für den Profit des Kapitals. Es können dann mit verringerten variablen Kapital mehr Leute eingestellt werden, was den Fall der Profitrate, also die relative Abnahme der Mehrwertmasse verhindert.

Insofern die Mehrwertrate bestimmt ist als Verhältnis zwischen der Zeit, die die LohnarbeiterInnen für ihre Reproduktion arbeiten und der Zeit in der sie unbezahlte Mehrarbeit leisten, kommt es darauf an, wie der Wert der Ware Arbeitskraft sich entwickelt. Durch Steigerung der Arbeitsproduktivität, die Produkt der Investition einer gegebenen Summe Geldes im Maschinen etc. ist, sinkt der Wert der Ware Arbeitskraft bloß potentiell. Real kann er erst sinken durch eine Verringerung der Löhne. Senkt das Kapital nur die Lohnsumme durch Entlassungen, müssen die verbliebenen LohnarbeiterInnen intensiver und länger arbeiten, und zwar in angemessenem Verhältnis zur erfolgten Vergrößerung des konstanten Kapitals, um den Umsatz entsprechend vergrößern, den Ausfall ihrer KollegInnen zu kompensieren und den Fall der Profitrate zu verhindern. (Das Verhältnis zwischen notwendiger Arbeit und Mehrarbeit wäre geblieben) Erst wenn das Kapital die Löhne entsprechend der gestiegenen Arbeitsproduktivität senkt, kann es sicher stellen, dass jeder einzelne weniger Zeit für die eigene Reproduktion arbeitet und länger für den Profit des

Kapitals. Es können dann mit verringerten variablen Kapital mehr Leute eingestellt und den Fall der Profitrate, also die relative Abnahme der Mehrwertmasse, verhindert werden.

Die technische Zusammensetzung und demzufolge Wertzusammensetzung erhöht sich also durch Investitionen zu gegebenen Preisen. Das in fixes konstantes Kapital angelegte Geld ist gestiegen, sein Wert hat zugenommen. Das variable Kapital, in Arbeitskraft investierte Geld, ist deshalb aber nicht automatisch gesunken. Zunächst nimmt es ja nur relativ ab, weil das konstante Kapital vergrößert wurde. Der Preis der Ware Arbeitskraft muss aber erst noch „gefunden“ werden, dessen Höhe eine „angemessene“ Mehrwertrate verspricht und so auch Einstellung zusätzlicher Arbeitskräfte ermöglicht.

Ich gebe zu, mit Bruchrechnen lässt sich diese Logik ökonomischer und sozialer Entwicklung kaum darstellen. Aber alles was ich hier beschrieben habe, lässt sich sehr schön selbst in den ökonomischen Statistiken wieder finden. Ob man das BIP nimmt, die Entwicklung der Lohnsumme, der Lohnquote, der Lohnstückkosten, die Entwicklung von Beschäftigung und Lohnarbeitslosigkeit, alle Zahlen lassen sich prima im Kontext der hier gemachten Ausführungen interpretieren, also sich in diese Art der Durchsetzung des Wertgesetzes annähernd wiederfinden, was im einzelnen zu beweisen wäre. (Eine kurze Skizze dazu folgt noch weiter unten.)

Wer einfach so tut, als könne mit einem verkleinerten variablen Kapital ohne weiteres eine wachsende Zahl von Lohnarbeitern beschäftigt werden und Wertzusammensetzung und Mehrwertrate könnten sich auf Grund der Logik des Bruchrechnens beliebig entwickeln, der wird mit dem „Augenschein“, nämlich der Logik und Realität des Zyklus, der prozessierenden Durchsetzung des Wertes und den sozialen Folgen so seine Schwierigkeiten haben. Aber es reicht ja offenbar, die Zufälligkeit der sozialen Folgen zu bemerken.

Eins ist jedoch auch klar. Das was Michael Heinrich als rechnerische Möglichkeit aufzeigt, den Preis der Ware Arbeitskraft soweit zu senken, dass mit einem verringerten variablen Kapital so viele LohnarbeiterInnen eingestellt werden können, dass die Folgen erhöhter technischer Zusammensetzung (erhöhte organische Zusammensetzung und Fall der Profitrate) kompensiert oder gar umgedreht werden können, dass ist nicht nur der Traum der Kapitalisten, daran arbeiten sie Hand in Hand mit der Politik. All ihre Anstrengungen verlaufen in eine Richtung: den Preis der Ware Arbeitskraft unter ihren Wert zu drücken, dass erreichte gesellschaftliche Niveau des Werts der Ware Arbeitskraft (historisch-moralisches Element des Werts der Arbeitskraft), dass ebenfalls wesentlich Produkt der Entwicklung der Arbeitsproduktivität ist, immer weiter in Richtung physisches Minimum zu drücken. In ihren Anstrengungen spiegelt sich nichts anderes wider als die objektive Gesetzmäßigkeit, die sich Geltung verschafft durch subjektives Befolgen der ökonomischen Logik. Es handelt sich um die vom Fall der Profitrate selbst erzeugte wesentliche Gegentendenz, die sich mittels der Handlungen von Kapitalisten und Politikern entfaltet. Solange der Endpunkt dieser Entwicklung nicht durch eine tiefgreifende Krise und Depression, vielleicht wieder ergänzt durch einen großen Krieg, erreicht ist, wird es keine Möglichkeit beschleunigter Akkumulation und damit einer längeren Aufschwungphase geben. Erst der Zusammenbruch der Kapitalakkumulation in einer großen Weltwirtschaftskrise wird ein gigantisches Arbeitslosenheer erzeugen, dass gezwungen und vielleicht bereit wäre für einen Lohn zu arbeiten, der gerade das physische Minimum abdeckt. (Immerhin ist soziale Revolution auch möglich, wenn mensch sie dann will! Das hätte aber schon was mit Notwendigkeit zu tun und nicht nur mit der Kritikfähigkeit gebildeter Menschen.) Bis dahin wird die gegenwärtige Tendenz anhalten, nämlich mit jedem Zyklus die Zahl der Arbeitslosen zu vergrößern und überzyklisch das Niveau der Profitrate zu senken. Das wird begleitet sein von zunehmender Spekulation und Suche nach anderen Anlagemöglichkeiten, um dem Fall der Profitrate zu entfliehen. Es wird ferner begleitet sein mit zunehmender Flucht des Kapitals in Länder, in

denen Ausbeutung zu Minimallöhnen möglich ist, die kaum zum Überleben reichen. Womit wir schon wieder beim „Augenschein“ und dem Zusammenhang der Phänomene wären. Dies alles kann den großen Kladderadatsch einer gigantischen Weltwirtschaftskrise hinauszögern, wird ihn aber nicht verhindern.

Warum auch der Wert des zirkulierenden konstanten Kapitals langfristig steigen wird

Bis jetzt ging es nur um die Erhöhung der technischen Zusammensetzung des Kapitals und der daraus resultierenden Erhöhung der Wertzusammensetzung. Diese Erhöhung der Wertzusammensetzung bezog sich also nur auf das konstante fixe Kapital, nicht auf das zirkulierende. Auch über das zirkulierende konstante Kapital weiß Michael Heinrich nur zu berichten, dass der Wert seiner Komponenten langfristig sinkt. Der Wert sei eben ein gesellschaftliches Verhältnis und Punkt. Irgendwelche „naturalistischen“ Überlegungen bleiben ausgeschlossen. So schreibt er:

„Was die Verminderung des Wertes der Rohmaterialien angeht, sieht Marx prinzipielle Schranken in der Verbilligung von solchen Rohstoffen, die durch pflanzliche oder tierische Prozesse produziert werden, was ebenfalls nicht sehr überzeugend ist.“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 321)

Tatsächlich müssen in der langfristigen Tendenz die Preise für Rohstoffe, aus denen die Waren gefertigt werden steigen. Auch hier müssen wir wohl oder übel auf die Natur, in diesem Fall nicht auf uns, sondern auf unseren Lebensraum zu sprechen kommen. Die Verknappung von wesentlichen Rohstoffe macht sich zunächst nur zyklisch bemerkbar. Aber weder sind Kohle, Öl und Gas noch die verschiedenen Erze sowie die Metalle, die wir daraus gewinnen, beliebig vermehrbar. Selbst Holz, das nachwächst ist nicht beliebig vermehrbar. Es wächst jedenfalls nicht so schnell nach, wie es vom Kapital abgeholzt wird. Die kapitalproduktive Dezimierung der Wälder schreitet voran. (Für Wasser gilt letztlich das gleiche, auch wenn die Grenzen seiner Verfügbarkeit und Nutzbarkeit elastische sind.) Keinerlei Steigerung der Arbeitsproduktivität zur Ausbeutung der Erde kann die Endlichkeit dieser Ressourcen aufheben. Eine industrielle Produktionsweise in den Formen der Verwertung von Wert kann aber auf die Endlichkeit dieser Ressourcen keine Rücksicht nehmen und Recycling löst das Problem nicht. Der Zwang zu ständig erweiterter Reproduktion ist innerhalb dieses Systems nicht aufhebbar. Kapital muss wachsen und dabei immer größere Mengen an Rohstoffen verbrauchen. Sind die Ressourcen aufgebraucht, kann Recycling sie nicht vermehren, sondern allenfalls in gleicher Menge wieder zur Verfügung stellen. Sie müssten aber vermehrt werden, um vermehrte Warenproduktion zu bewerkstelligen. Ferner lassen sich in der Summe diese Rohstoffe nicht durch andere ersetzen. Alle Rohstoffe dieser Erde, die das Ergebnis der Evolution der Natur, der Erde, selbst sind, sind endlich und selbst die regenerativen sind nicht beliebig vermehrbar. Ohne Beendigung des Wachstumswahns steuert die menschliche Gesellschaft geradewegs darauf zu, ihre Lebensgrundlagen aufzubrechen. Eine tiefgreifende Krise des Kapitals wird aber weit eher eintreten durch ein dramatisches Ansteigen der Rohstoffpreise, je knapper sie werden. Beim Öl ist die Entwicklung bereits absehbar und die Preise werden noch dramatisch ansteigen. Andere Rohstoffe werden folgen. **Anzunehmen, der Wert des zirkulierenden konstanten Kapitals könne in Folge steigender Arbeitsproduktivität langfristig sinken, das halte ich für eine große Illusion und zeigt, in welche Fallen eine Ökonomiekritik tappen muss, die die Wertreproduktion als reine Angelegenheit der gesellschaftlichen Form missversteht, indem sie alle „naturalistischen“ Bezüge ausblendet.** Umweltzerstörung und Wertreproduktion bleiben so letztlich zusammenhanglos, ohne Wechselwirkung nebeneinander bestehen. Wert- und Stoffreproduktion zerfallen bei dieser Betrachtung genauso in zwei streng geschiedene Bereiche, wie schon der

technische Produktionsprozess der einzelnen Ware und ihr Verwertungsprozess, der angeblich nur auf dem Markt stattfindet.

Selbst da, wo das Ausweichen auf alternative Stoffe und Technologien möglich wäre, verweisen die Kapitalisten auf die Preise (z.B. Chemieindustrie und der Umstieg von Basis Öl auf Basis Biomasse) Sie werden erst dann umsteigen, wenn die alten Rohstoffe so teuer geworden sind, dass es sich lohnt umzusteigen. Schließlich wollen sie ihr angelegtes Kapital verwerten und nicht einfach abschreiben. Krisenhafte Prozesse sind vorprogrammiert. Und es muss sich zeigen, ob die neuen Stoffe dann zu wesentlich günstigeren Preisen erzeugt und angeboten werden können, oder ob ein hohes Preisniveau des zirkulierenden konstanten Kapitals weitgehend beibehalten werden muss.

Recycling könnte das grundlegende Problem der natürlichen Begrenztheit der Ressourcen überhaupt nur dann vom Ansatz her lösen, wenn der Zwang zum Wachstum durch die Verwertung von Wert beendet würde. An der Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, der Einführung des Kommunismus und der Einpendelung auf eine gesellschaftlichen Reproduktion mit mengenmäßig gleicher Stufenleiter (was den Stoffwechsel mit der Natur betrifft und keinesfalls Entwicklung ausschliesse) führt kein Weg vorbei. Die schweren Gewichte des konstanten Kapitals am Bein der lebendigen Arbeit werden den „Spring-ins-Feld“ des Kapitals zum Straucheln bringen.

Die Tendenz zur absoluter Entfaltung der Produktivkräfte und die Begrenztheit der Märkte

Zunächst rekapitulierend:

Im dem Spruch „Zeit ist Geld“ (im Alltagsbetrieb jedes Unternehmens werden die unterschiedlichsten Tätigkeiten auf ihre Kosten und die durch sie in Anspruch genommene Zeit reduziert) wird lapidar der Zusammenhang zwischen Wertschöpfung und Wertform ausgedrückt. Nämlich: in Zeiteinheiten gemessene unterschiedliche menschliche Arbeit, die in ihrer Kombination eine Ware erzeugt, ist Geld. Der Preis ist der Geldname der in einer Ware vergegenständlichten Arbeit. Voraussetzung für diese wertschöpfende Arbeit ist eine gesellschaftliche Arbeit, die in der Form voneinander unabhängiger Privatarbeit verausgabt wird. Damit die Warenproduktion und damit die Wertproduktion allgemein wird, muss die Masse der ProduzentInnen von den gegenständlichen Bedingungen ihrer Reproduktion getrennt werden. Ist das einmal geschehen, also auch die menschliche Arbeitskraft zur Ware geworden, ist ein ökonomischer Sachzwang entstanden, aus dem sich alles andere logisch ergibt. (Den Versuch einer Ableitung der Geldform verkneife ich mir hier.)

Was für den Wert (Größe) im allgemeinen, dass gilt für den Mehrwert (Größe) im besonderen. Er ist werdendes Resultat von Produktion und Zirkulation des Kapitals, die nur Momente des Gesamtproduktionsprozesses sind.. Seine Größe ist also nicht durch die Produktion vorherbestimmt. Das gilt aber auch für den Mehrwert und sein Verhältnis zum variablen Kapital, also die Mehrwertrate.

Wertschöpfend ist die Arbeit in einer einzelnen Fabrik als Atom der gesellschaftlichen Gesamtarbeit (Privatarbeit als Form der gesellschaftlichen Gesamtarbeit). Das Kapital ist weniger interessiert an der Wertform als solcher, als an der Größe des nach Verkauf der Ware zurückfließenden Geldes und es verallgemeinert die Warenproduktion und Wertform nur, um diesen Zweck zu realisieren. Reine Wertformkritik verfehlt sozusagen ihren Gegenstand, was mensch besonders gut an der „fundamentalen Wertkritik“ studieren kann, die es ja auch fertig gebracht hat, das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate als „Paradesteckenpferd“ des „Traditionsmarxismus“ zu bezeichnen. Der „Traditionsmarxismus“ hat leider in der Regel gar keine Ahnung von diesem Gesetz.)

Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate behauptet nun, dass im Fortlauf der Kapitalakkumulation die Profitmasse relativ, also im Verhältnis zum angelegten Kapital, abnehmen muss. Damit dieser Prozess stattfindet, müssen Angebot und Nachfrage, Produktion und Zirkulation ihn erzeugen.

Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate ist Ausdruck des sich entfaltenden Widerspruchs zwischen Produktivkraftentwicklung und Verwertung. Aber weil die Größe des Wertes, wie des Mehrwertes sich erst als Resultat von Produktion und Zirkulation bilden kann, kann der Widerspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Verwertung, die ungenügende Verwertung, auch erst im Wechselspiel von Produktion und Vermarktung der Waren Gestalt annehmen.

Aufbauend auf meinen Ausführungen über den Zusammenhang von technischer und Wertzusammensetzung des Kapitals beginne ich mit dem Beispiel einer verfahrenstechnischen Anlage, natürlich etwas schief, wie alle Beispiele, aber dafür anschaulich und es hilft vielleicht zu verstehen, was vor sich geht:

Wenn eine mit entsprechender Leistung ausgestatte Pumpe (Produktivität) durch ein Rohrleitungssystem kontinuierlich (unbegrenzt) eine Flüssigkeit in einen Tank pumpt (begrenzter Raum), dann geschieht folgendes: der Tank füllt sich, sobald der Tank voll ist, wird ein wachsender Druck aufgebaut.

Früher oder später müssten Tank, Rohrleitung oder irgend eine Verbindung (schwächstes Kettenglied) platzen und der Prozess käme zum Stillstand. Um den Prozess zu kontrollieren und einen solchen Stillstand zu vermeiden, sieht die Verfahrenstechnik (vereinfacht) folgende Regelung vor:

Der Tank wird mit einer Vollmeldesonde ausgestattet, von der eine Meldung an die Steuerung geht. Es wird ein Ventil geöffnet, ein neuer Weg (Rohrleitung) freigeschaltet und ein weiterer Tank gefüllt.

Dem liegen gewisse physikalische Gesetzmäßigkeiten zugrunde und so ähnlich verhält es sich mit Angebot und Nachfrage in der kapitalistischen Ökonomie. Hier haben wir es mit einer sozialen Gesetzmäßigkeit zu tun. Der kapitalistische Markt ist ein durch Angebot gesteuertes System (spontane gesellschaftliche Arbeitsteilung in Gestalt der kapitalistischen Privatproduktion) mit Rückmeldung durch die Nachfrage, also geregelt. Die Nachfrage ist in jeder konkreten Situation ein „begrenzter Raum“, der sich zwar ausdehnen, aber nicht beliebig ausdehnen lässt.

Er ist sowohl begrenzt von der Gebrauchswertseite her, es gibt kein unbegrenztes Bedürfnis nach Autos, Stahl etc. und er ist begrenzt von der Kaufkraft her (Lohnarbeit). Jedes besondere Kapital und jede besondere Branche versucht von der allgemein vorhandenen Kaufkraft so viel wie möglich auf ihr Produkt oder ihre Produkte zu ziehen. Die gesteigerte Produktivkraft pumpt die Märkte voll ohne Rücksicht auf den tatsächlichen Bedarf und ohne Rücksicht auf die begrenzte Gesamtkaufkraft, die auf die verschiedenen Produkte verteilt werden muss, um die proportionale, stoffliche Reproduktion der Gesellschaft zu ermöglichen. Die tatsächlich begrenzten Bedürfnisse nach bestimmten Gebrauchswerten verschafft sich ebenso Geltung, wie die konkret begrenzte Kaufkraft.

Im Normalfall läuft das so, dass bei „Überfüllung“ des Marktes (sogenannte „Marktsättigung“) Kapital in andere Anlagesphären abfließt, in der Sprache der Verfahrenstechnik, ein Ventil wird geöffnet, eine neuer Weg (Rohrleitung) freigeschaltet, um einen neuen Tank zu befüllen. Gibt es diese Möglichkeit aktuell nicht, so erfolgt Rückmeldung und die Pumpe (das Angebot) wird heruntergefahren. (Krise einer Branche) Sind alle verfügbaren Tanks gefüllt, so muss die Pumpe heruntergefahren werden und es entsteht eine allgemeine Krise. Versagt die Steuerung, dann platzen einer oder mehrere Tanks oder Rohrleitungen und es kommt zur Notabschaltung des Systems (Zusammenbruch).

Dieses Abfließen von Kapital in andere Branchen sorgt für einen Ausgleich der Profitraten, indem das Kapital in den neuen Anlagesphären, die gleiche Dynamik entwickelt (Produktivkraftsteigerung durch Erhöhung der technischen Zusammensetzung).

In jeder Branche entwickeln die Einzelkapitale ihre Produktivkraft so, als sei der Markt unbegrenzt. Die Veränderung der organischen Zusammensetzung des Kapitals (Erhöhung der Wertzusammensetzung, bedingt durch erhöhte technische Zusammensetzung), verlangt und ermöglicht eine Ausdehnung des Umsatzes, damit die Profitmasse weiter wachsen kann (vergl. Gewinnschwelle bei steigenden Kosten), wodurch der Fall der Profitrate kompensiert werden kann und nicht geradewegs zu Profitmangel führt. Ein Anwachsen der Profitmasse ist nötig, um erweiterte Reproduktion bei steigender Wertzusammensetzung der Einzelkapitale (Verteuerung der Kosten für einen einzelnen Arbeitsplatz) zu ermöglichen. Ein Einzel- oder Gesamtkapital, das nicht wächst, steckt in der Krise.

Kann der Umsatz in einer Branche in Folge der Marktsättigung nicht weiter gesteigert werden, entbrennt der Kampf der feindlichen Brüder. Die Preise fallen auf breiter Front, erst jetzt entfaltet das Wertgesetz kompromisslos seine Wirkung, setzt sich die gestiegene Arbeitsproduktivität umfassend in Preissenkungen um, im Kampf um Marktanteile, also um einen Umsatz, der das Überschreiten der Gewinnschwelle noch möglich macht. Die Kostenreduzierung um jeden Preis (durch Entlassungen, Lohnsenkungen, durch Verlängerung der Arbeitszeit und Intensivierung der Arbeit, durch Abbau von Überkapazitäten) wird zum

einziges Mittel, um dem weiteren Sinken der Profitrate entgegen zu wirken. (Steigender Gewinn, bei gesunkenem Umsatz) Dies ist bereits ein Symptom für Krise der Kapitalverwertung bzw. Ausdruck der Krisenbewältigung durch das Kapital. **Das Wertgesetz setzt sich nur durch vermittelt der Krise des Einzelkapitals, des Branchenkapitals, wie des Gesamtkapitals. Und nur vermittelt dieser Krisen gelingt es, den Preis der Ware Arbeitskraft im besonderen zu senken und damit für eine neue gesellschaftliche Bestimmung des Wertes der Ware Arbeitskraft zu sorgen. (Mehrwertproduktion ist ein interaktiver sozialer Prozess.)** Ein geschrumpftes Kapital erzielt wieder mehr Gewinn, eine höhere Profitrate. Das gilt für das Einzelkapital, das Branchenkapital, wie für das Gesamtkapital. Das wirkliche Leben ist voller Ereignisse, die diese Vorgänge illustrieren.

Die Kapitalistische Produktionsweise führt notwendig zur Krise aus Mehrwertmangel. Auf der Angebotsseite (Produktion des Mehrwerts) ist dafür verantwortlich die Tendenz nach schrankenloser Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit, die sich ausdrückt in wachsender technischer Zusammensetzung des Kapitals und daraus sich ergebender Erhöhung der Wertzusammensetzung als Ursache des tendenziellen Falls der Profitrate. Nachfrageseitig steht dem gegenüber immer ein begrenzter Markt, begrenzt durch die Erfordernisse der stofflichen Reproduktion also dem begrenzten Bedürfnis nach bestimmten Gebrauchswerten und der begrenzten Kaufkraft vor allem der Masse der Lohnabhängigen.

Außerdem: Das Kapital selbst muss durch Neuanlage von produktivem Kapital für Erweiterung des Marktes sorgen, für Nachfrage nach Produktionsmitteln, ebenso wie nach Konsumtionsmitteln aller Art und Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft. Gelingt das nicht, ist die Krise unausweichlich. Dem Kapital geht es primär um Vermehrung des angelegten Geldes, um Rendite. Sinkt die Rendite, sucht es nach neuen Anlagemöglichkeiten mit höherer Rendite. Lässt sich diese höhere Rendite nicht durch Produktion von Waren erzielen, weil in allen wesentlichen Branchen die Profitrate gesunken ist (vorherrschende Überakkumulation, die besonders befördert wird, wenn sich die Arbeitsproduktivität durch Einsatz eines „universellen Werkzeugs“ -Computer- in allen Branchen rapide erhöht), dann flüchtet es u.a. in die Spekulation und erzeugt hier eine Blase nach der anderen. Es geht dem Kapital nicht primär um Produktion und Arbeitsplätze, sondern nur um profitable Produktion, Arbeit, die möglichst viel Gewinn abwirft. Steht anderswo höhere Verwertung in Aussicht, dann hält es sich hier solange es geht schadlos, bis in der Warenproduktion wieder höhere Profitraten winken. Man arbeitet zwischenzeitlich daran, durch „Klassenkampf von oben“. Die Veränderungen auf der Angebotsseite ziehen notwendig Veränderungen auf der Nachfrageseite nach sich. Durch den Fall der Profitrate und dadurch verursachte nachlassende Erweiterungsinvestitionen lässt die Nachfrage der Kapitalisten nach Produktionsmitteln und Arbeitskräften nach. Das Kapital selbst begrenzt damit die Nachfrage, anstatt sie auszuweiten. Die notwendige Erweiterung des Marktes findet nicht statt.

In jeder einzelnen Branche muss die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit früher oder später zur „Marktsättigung“ und zu „Überkapazitäten“ also zur Überakkumulation von Kapital führen, die den Kampf der feindlichen Brüder und damit die rigide Durchsetzung des Wertgesetzes heraufbeschwört (Preise, die über dem Wert liegen können nicht mehr gehalten werden). Der Mehrwertmangel macht sich nach und nach bemerkbar in rückläufigen Umsätzen und Preisverfall. Die Gewinnschwelle wird für viele kapitalistische Unternehmen zum unüberwindlichen Hindernis. Der tendenzielle Fall der Profitrate wird zum Profitmangel. Findet das Kapital nicht mehr genügend profitable Anlagemöglichkeiten in anderen Branchen, können nur ungenügend neue Anlagefelder erschlossen werden, so resultiert daraus eine allgemeine Überakkumulation von Geldkapital, die in eine allgemeine Krise umschlagen muss. Die Erscheinungen dieser Krise werden immer heftiger, wenn es nicht zum kapitalproduktiven Abfluss des überakkumulierten Geldkapitals kommt. Das Ganze muss in

einem ökonomischen Zusammenbruch enden, wie wir ihn bereits einmal in Folge der Weltwirtschaftskrise von 1929, sich anschließender Depression und Weltkrieg erlebten.

Exkurs zu Finanzkapital, Share-Holder-Value und Profitrate

Aus dem gesagten ergibt sich auch: der Überfluss von Geldkapital ist Folge der Überakkumulation von produktivem Kapital, das nach rentabler Anlage sucht. Der Überfluss von Anlage suchendem Geldkapital befördert die Verdoppelung des produktiven Kapitals in produktives Kapital und Aktienkapital, ein Vorgang, ähnlich der Verdoppelung der Werte in Ware und Geld. Die Verdoppelung des Kapitals in produktives und Aktienkapital, die Vermehrung des Aktienkapitals, hebt die Verselbständigung des Tauschwertes auf eine neue Stufe und macht ganze Unternehmen zur „Handelsware“. Zunächst verbirgt sich hinter jeder Aktie letztlich ein Eigentumsanspruch auf Geld und produziertes Warenkapital. Würden diese Ansprüche auf Privateigentum alle auf einmal eingelöst, bräche das ganze System zusammen. (Vergleiche Panikverkäufe an der Börse.) Das System der Anteilsscheine funktioniert nur, solange die Privateigentumsansprüche nicht eingelöst werden. Sie werden stattdessen zum Handels- und Spekulationsobjekten, was aber immer auf eine Mehrung der Eigentumsansprüche hinausläuft. Den kurzfristigen Interessen des Geldkapitals ist damit genüge getan. Je mehr Geldkapital aber hier angelegt wird, desto unrealistischer werden die Eigentumsansprüche, die damit verbunden sind. In Börsen-Crashes wird das korrigiert.

Je mehr Geldkapital in die Börsenspekulation fließt, desto größer wird auch der Druck auf das produktive Kapital, endlich „zu Potte zu kommen“ und wieder Anlagemöglichkeiten mit höherer Profitrate zu schaffen. Dieser Druck schlägt um in Übernahme von produktivem Kapital durch Spekulationskapital, etwa in Gestalt der Hedgefonds, die Unternehmen zum bloßen Handels- und Spekulationsobjekt machen, ganz so als wären die Unternehmen selbst ein Stück (Wert-)Papier. Es geht nur noch um G-G'. Am Beispiel Grohe zeigt sich, wohin das führen kann. Da werden Kredite aufgenommen, um ein kapitalproduktives Unternehmen aufzukaufen, um hinterher den Profit des Unternehmens mit der Abzahlung der Kredite zu belasten. Insofern lösen solche Prozeduren das Problem der fallenden Profitrate nicht, sondern verschärfen sie. Um diese Folgen wieder zu kompensieren wird die „Kapitalflucht“ in „Billiglohnländer“ beschleunigt. Entsprechend sehen die Maßnahmen aus: eine Grohe-Werk wird stillgelegt und in einem „Billiglohnland“ neu errichtet. Um also einen Hedgefond vor Verlust zu bewahren, wird eine jener Maßnahmen getroffen, die dem Fall der Profitrate begegnen sollen. Mit einer ausgedehnten Neuanlage von produktivem Kapital, mit kapitalistischem Wachstum hat das wenig zu tun. Die Krise in den Metropolen verschärft sich mit der Hoffnung auf Wachstum dort, wo die Löhne noch „Existenzlöhne“ sind, der Wert der Ware Arbeitskraft noch wesentlich durch das physische Minimum bestimmt wird. Wie rasant diese Entwicklung der „Kapitalflucht“ aus den Metropolen ist, welche Dynamik sie entwickelt, das macht das Beispiel SAP deutlich. Diesem „Weltmarktführer“ sind die Gehälter der Programmierer in Indien mittlerweile auch schon zu hoch. Man möchte nach China wechseln, geniert sich aber noch etwas, weil hier „geistiges Eigentum“ nicht besonders hoch im Kurs steht. Wohin das Kapital auch geht, um dem Fall der Profitrate zu entfliehen, es ist dazu verdammt, die Löhne anzuheben, um den Umsatz zu vergrößern und allgemeines Wirtschaftswachstum zu schaffen. Auf der Suche nach einer Ware Arbeitskraft, deren Wert vom Existenzminimum bestimmt ist, flüchtet das Kapital von Ort zu Ort und muss dabei überall die Löhne erhöhen, den Wert der Ware Arbeitskraft auf ein mehr gesellschaftlich durch die Entwicklung der Arbeitsproduktivität bestimmtes Niveau heben, um selbst wachsen zu können. Dieser Prozess hält solange an, bis eine Situation entstanden ist, in der die Verwertung des internationalen Kapitals an eine Schranke gestoßen ist, die zum Zusammenbruch des Weltmarktes führt und in dessen Folge die Löhne überall nur noch reichen, um das physische Existenzminimum abzudecken, mag dies selbst mittlerweile auch

ein größeres Spektrum an Lebensmitteln erfordern. Dann steht erneut die Frage: Sozialismus oder Barbarei.

So weisen alle Indikatoren auf einen Zusammenbruch der Kapitalakkumulation im Weltmarktzusammenhang hin der allein wieder profitable Bedingungen der Verwertung von Wert herstellen könnte. (Eine zeitliche Prognose ist unmöglich, weil der Wert nun mal nicht berechenbar ist, nur seine Logik, die Gesetzmäßigkeiten der Verwertung von Wert, kann aus sozialer Erfahrung nachgezeichnet werden.)

Welche sozialen Konsequenzen ein solcher „Gesundungsprozess“ nach sich zöge, kann mensch sich allenfalls ein bisschen ausmalen, indem er die gegenwärtigen Tendenzen fortschreibt oder sich an die Vorgeschichte der „Stunde Null“ erinnert!

Der „Augenschein“ und der Wert – Geschichte, Empirie, Theorie

Auch da hat Michael Heinrich zweifellos recht, Wert und Mehrwert sind keine „empirischen Kategorien“.

Das Gesetz des Werts (Bestimmung der Preise durch den Wert) und die Gesetze der Verwertung von Wert (Akkumulationsgesetz und das Gesetz vom tendenziellen Falls der Profitrate) und lassen sich nicht unmittelbar empirisch nachweisen. Sie bestimmen die gesellschaftliche Entwicklung nur in einer sehr widersprüchlichen Bewegung und sind nur überprüfbar an Hand der Resultate, zu den die gesellschaftliche Entwicklung führt.

Nach der einen Seite ist der Wert kein in Zahlen fixierbarer, unmittelbar erfahrbarer Zustand, sondern, wie Marx es sagt, „Gravitationszentrum“ und stets werdendes Resultat von Ausgleichsbewegungen, und ähnelt so er eher einer bewegenden Kraft. Insofern lässt sich der Wert vergleichen mit der Elektrizität, die wir mit unseren Sinnen auch nicht unmittelbar wahrnehmen können, deren reale Kraft wir aber eindeutig, unter Umständen sehr schmerzhaft oder gar tödlich, an ihren Wirkungen spüren.

Nach der anderen Seite beruht der Wert auf sehr „empirischen“ Verhältnissen, Produktionsverhältnissen, die den Handlungsrahmen der Individuen vorgeben und bestimmen. Insofern ist der Wert durchaus erfahrbar, als er die soziale Interaktion der Individuen bestimmt und sich in der sozialen Veränderung ausdrückt.

In den 20iger Jahren gab es eine abstrakte theoretische Debatte zwischen Otto Bauer, einem Sozialdemokraten und Henryk Großmann, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter am Frankfurter Institut für Sozialforschung.

An Hand der Marxschen Reproduktionsschemata im Band 2 des Kapital versuchte Bauer nachzuweisen, das das Kapital grenzenlos wachsen könne. In der Kritik dieses Ansatzes versuchte Großmann umgekehrt ein Zusammenbruchsgesetz der Kapitalakkumulation nachzuweisen. Dieser Disput wurde ausgetragen vor der großen Weltwirtschaftskrise 1929 und der sich anschließenden Depression, die erst durch die Ergebnisse des 2. Weltkrieges überwunden wurde.

Selbst wenn Großmann theoretische Fehler begangen haben sollte, Bauers „Nachweis“ der Möglichkeit des unbegrenzten Wachstums des Kapitals abstrakt-theoretisch richtig gewesen sein sollte, an wessen Ansatz sollte man sich wohl vor dem Hintergrund der tatsächlichen Ereignisse orientieren? Der „Augenschein“ in Form bestimmter Resultate ökonomischer, gesellschaftlicher Entwicklung spricht offensichtlich für Großmann.

Michael Heinrich hat nun auf abstrakt-theoretischer Ebene (zugespitzt auf die Bearbeitung und Diskussion der Marxschen Profitratenformel) nachzuweisen versucht, dass die Profitrate, dieser „Stachel“ der kapitalistischen Produktionsweise, im Grunde grenzenlos wachsen kann. Krisen sind bei ihm immer nur vorübergehende Störungen, die das Gleichgewicht wieder

herstellen. Von einer gesetzmäßigen Verschärfung dieser Krisen bis hin zur sozialen Katastrophe ist bei ihm nicht die Rede. Sofern der Kapitalismus an Grenzen stößt, seien sie anderswo zu suchen, nicht im Fall der Profitrate.

Michael Heinrich führt die Auseinandersetzung ohne jede Einlassung auf die reale ökonomische Entwicklung und ihre sozialen Resultate. Dies ist für mich um so erstaunlicher, als wir jetzt ca. 60 Jahre kapitalistischer Entwicklung hinter uns haben, die nicht durch größere Katastrophen unterbrochen wurde. Das ist eine Periode, wie es sie seit der großen industriellen Produktion, seit der Etablierung des modernen Kapitalismus in Europa und den USA, noch nicht gegeben hat. Wie ich finde ist das nicht nur eine ausgezeichnete Gelegenheit, sondern ein absolutes Muss, die Werttheorie an hand der ökonomischen Entwicklung (eines sehr hoch entwickelten Kapitalismus!) und ihrer Resultate zu überprüfen. Wenn in 60 Jahren stürmischer kapitalistischer Entwicklung die Wirkungen des Wertgesetzes an der Oberfläche nicht spürbar und nachvollziehbar wären, kann könnte mensch die Marxsche Werttheorie getrost beiseite legen. Die Regelmäßigkeiten, Zusammenhänge und die Entwicklungstendenz müssen auf eine Gesetzmäßigkeit schließen lassen, wie sie Marx herausgearbeitet hat. Die Aufgabe der Ökonomiekritik müsste also vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund eigentlich darin bestehen, nicht darüber zu philosophieren, was der Wert ist, sondern zu überprüfen, wie er sich in der realen Bewegung durchsetzt! Und dies gilt für das Kapital im Weltmarktzusammenhang! Das ist besonders dann wichtig, wenn mensch radikale gesellschaftsverändernde Praxis will. Dann müssen die Gegensätze von „Lohnarbeit und Kapital“ entlang der realen Entwicklung scharf herausgearbeitet werden, und die Interessen der Lohnabhängigen in entsprechend klaren und weitreichenden sozialen Forderungen ihren Niederschlag finden. **Es ist wiederum das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate, dass die Hauptklassen dieser Gesellschaft in schroffen Gegensatz bringt, sozial polarisiert und den Klassenkampf unausweichlich macht.**

Eine ebenso realistische wie radikale kommunistische Praxis lässt sich nur entfalten, wenn man sich der widersprüchlichen Verlaufsformen der Kapitalakkumulation bewusst wird, die durch den gesetzmäßigen Fall der Profitrate selbst provozierten und hervorgebrachten Gegenmaßnahme des Kapitals in ihrem logischen Zusammenhang erkennt und ein entsprechendes Programm entwickelt (Forderungen nach kleinen ebenso wie nach weitreichenden sozialen Reformen, die zugleich ein Übergangsprogramm zur Einleitung der sozialen Revolution darstellen). Nur so gibt es die Chance, im öffentlichen Raum Themen zu „besetzen“ und „hegemoniefähig“ zu werden, also jenen Platz zu erobern, den der klassische Sozialreformismus durch seinen ebenfalls im Zuge des Falls der Profitrate vollzogenen Übergang zur sozialen Reaktion geräumt hat.

Wie die Arbeit von Michael Heinrich und ihr Erfolg beweist, ist es aber offensichtlich nötig, sich wieder Klarheit über den Wertbegriff selbst zu verschaffen (siehe Werts substanz etc.), um überhaupt zu einer Ökonomiekritik fähig zu sein, die das „ökonomische Bewegungsgesetz“ der bürgerlichen Gesellschaft verstehen und kritisieren kann.

Es ist „akademischer Marxismus“ im schlechten Sinne des Wortes, wenn vor dem angesprochenen Hintergrund ein Buch ungerührt in ständig neuen Auflagen herausgegeben wird, das die Werttheorie überprüfen will und dabei jede Einlassung auf Empirie verweigert. Selbstverständlich kann und will ich in diesem Diskussionsbeitrag, der ja in der Kritik an der „Wissenschaft vom Wert“ an der wirklichen Wissenschaft vom Wert festhalten will, keinen Durchgang durch die Empirie starten. Aber ich habe schon den Anspruch, dass sich in meiner Argumentation gesellschaftliche Realitäten widerspiegeln, und glaube, diesem Anspruch bis hier auch gerecht geworden zu sein. Seit der Wiederbelebung marxistischer Theorie in den

70iger Jahren sind einige Werke erschienen, die den Fall der Profitrate unter Einbeziehung der Empirie diskutieren. Ich nenne nur 4 wichtige Werke:

- „Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise“ von Altvater, Hoffmann, Semmler
- „Das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ von Stephan Krüger
- „Das Kartenhaus“
- und „Nebensache Mensch“ von Rainer Roth.

In den beiden letzten Büchern wird überhaupt keine abstrakt-theoretische Debatte um das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate geführt. Es wird ausschließlich an Hand verfügbarer Daten über die Entwicklung der Kapitalrentabilität verschiedener Branchenkapitale deren Tendenz zu sinken nachgewiesen, und es wird herausgearbeitet zu welchen ökonomischen und sozialen Resultaten das führt. Es handelt sich dabei um mehr, als bloßen „Augenschein“! **Diese Bücher sind eindrucksvolle Belege für die Richtigkeit der Marxschen Argumentation und sie sind zugleich Vorbild dafür, in welche Richtung Kritik der Politischen Ökonomie sich entwickeln muss, wenn sie lebendig sein soll und zugleich Basis für gesellschaftsverändernde Praxis!**

Marx kann man heute noch gut lesen. In seiner akribischen Auseinandersetzung mit Ökonomie lässt sich vieles über die kapitalistische Realität finden, dass immer noch seine Bestätigung in der Empirie findet. In Michael Heinrichs Argumentationsketten gegen Marx findet mensch leider wenig Erhellendes über heutige ökonomisch-soziale Verhältnisse und deren Entwicklung. Wenn man über die Profitrate nicht mehr aussagen kann als: ‚Sie kann fallen, muss aber nicht.‘ Dann ist das eher mager.

In den Werken von Altvater, Semmler und Hoffman sowie von Stephan Krüger werden, unmittelbar an der Marxschen Argumentation angeknüpft, die verfügbaren Daten der bürgerlichen Statistik auf ihre Aussagefähigkeit überprüft und so Aussagen über die Entwicklung der Profitrate getroffen. Auch hier wird die Marxsche Werttheorie bestätigt.

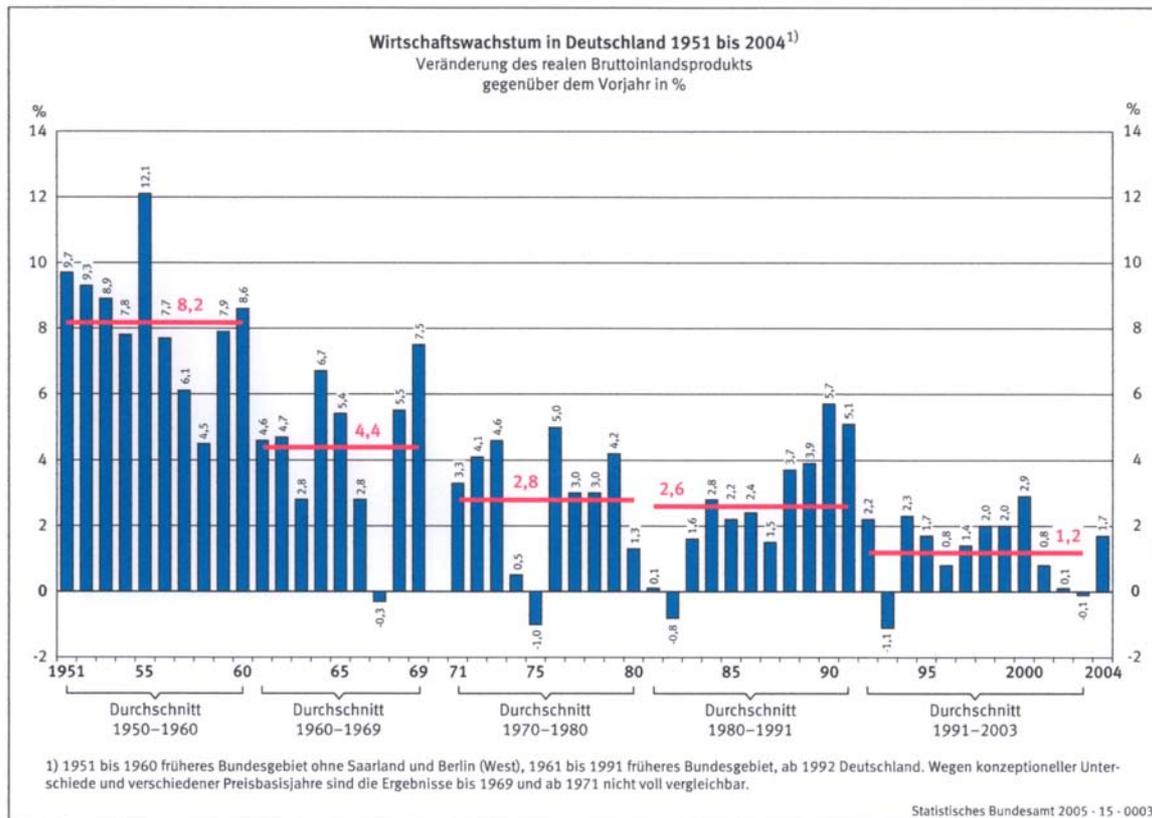
All dies interessiert Michael Heinrich nicht. In seiner Begeisterung für richtiges Bruchrechnen lässt er die ökonomische und soziale Realität links oder rechts liegen.

Selbst wenn er recht hätte, könnte er mit seinen Ergebnissen nicht einmal die wichtigsten ökonomischen Eckdaten halbwegs systematisch im Zusammenhang interpretieren. Er muss eigentlich staunend vor soviel einheitlicher Tendenz und realen Zusammenhängen in allen wichtigen kapitalistischen Ländern stehen und achselzuckend sagen: „Alles Zufall! Wie ich bewiesen habe, könnte die Entwicklung auch ganz anders aussehen!“

Ich nehme nur 4 Beispiele bundesdeutscher Realität:

1. Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts und der Inflation
2. Entwicklung der lohnabhängigen Beschäftigung und Arbeitslosigkeit
3. Entwicklung der Lohnsumme

Zu 1. Bruttoinlandsprodukt



Natürlich bin ich mir klar über die begrenzte Aussagekraft dieser Statistik der Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts. Schließlich erfasst es die Umsätze aller Wirtschaftsunternehmen (produktives, unproduktives Kapital, etc.) und des Staates. Es drückt also nur annäherungsweise etwas über das Wachstum des produktiven Kapitals aus. Bei einer genaueren Untersuchung ließe sich aber zeigen, dass die Tendenz in allen bestimmenden Wirtschaftsbereichen (produzierendes Gewerbe, Dienstleistungen) die gleiche ist.

Wo das Kapital nicht wächst, steckt es in der Krise. Es kann nur wachsen mit wachsenden Umsatzzahlen und nur wachsende Umsatzzahlen lassen die Renditen ansteigen. Rückläufige Umsätze lassen die Renditen fallen. (Im gesellschaftlichen Durchschnitt läuft das jeweils auf Steigen oder Fallen der Durchschnittsprofitrate hinaus.) Dieser Zusammenhang zwischen Umsatz und Rendite wird deutlich, wenn man sich ein einzelnes kapitalistisches Unternehmen (siehe den ersten Abschnitt meiner Kritik) oder den Konjunkturzyklus näher anschaut. Die rückläufigen Wachstumsraten des Umsatzes lassen also zumindest auf rückläufige Kapitalrenditen schließen. Eins aber ist auf jeden Fall unbestreitbar, die hohen Wachstumsraten des Umsatzes korrespondieren mit niedrigen Löhnen. Sie sind dort am höchsten, wo die Löhne am niedrigsten sind, also unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg. Zu diesem Zeitpunkt konnte ein kleines variables Kapital eine sehr große Anzahl von Lohnabhängigen beschäftigen. Es gab ein riesiges Heer an verfügbarer billiger Arbeitskraft, das noch durch ständigen Zustrom aus der DDR etc. vergrößert wurde. Ein „Arbeitsmarkt“, wie ihn die Kapitalisten sich wünschen und den das Kapital braucht, um in hohen Raten zu wachsen. Ein „Arbeitsmarkt“, der unerschöpflich erschien. Den niedrigen Löhnen und der massenhaft verfügbaren Arbeitskraft stand ein Produktionsapparat gegenüber, der eine weitaus höhere Arbeitsproduktivität als vor dem Krieg ermöglichte. Daraus kann man schlussfolgern, dass die Mehrwertrate sehr hoch war, die Lohnabhängigen relativ wenig für sich und viel für das Kapital arbeiteten.

Bereits Anfang der 60iger Jahren lief die Rekonstruktionsphase des Kapitals nach dem 2. Weltkrieg aus und es begann enger zu werden. Die Grenzen des „Arbeitsmarktes“ wurden spürbar und so warb man unaufhörlich „Gastarbeiter“ an (Italien, Spanien, Türkei etc.). Es ist klar, dass auch das nur eine Problemlösung auf Zeit sein konnte. Früher oder später musste das passieren, was wir heute sehen, der „Exodus“ des produktiven Kapitals in „Billiglohnländer“, der solange anhalten und sich verstärken wird, bis die hochentwickelten Länder selbst wieder „Billiglohnländer“ sind. Wer nicht bereit ist, diese Entwicklung aus dem Fall der Profitrate abzuleiten, der müsste mindestens erklären, warum dieser merkwürdige „Exodus“ nicht schon viel früher – von einzelnen Branchen wie der Textilindustrie abgesehen - verstärkt eingesetzt hat.

Doch zurück zu den Grenzen des „Arbeitsmarktes“ und den Konsequenzen:

Die starke Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft trieb die Löhne allmählich nach oben. Die Weltwirtschaftskrise von 1974/75 markiert das Ende der Rekonstruktionsphase des Kapitals und den Beginn der chronischen Überakkumulation, die sich von Zyklus zu Zyklus weiter aufbaut und verfestigt.

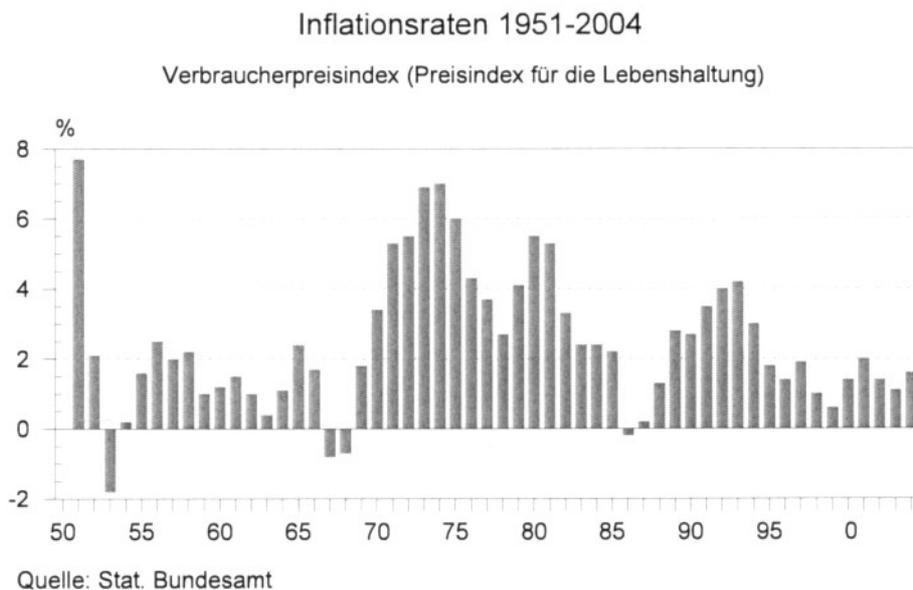
Die Bedingungen für das „Wirtschaftswunder“, von hohen Wachstumsraten und starkem Anstieg der lohnabhängigen Beschäftigung, also für beschleunigte Kapitalakkumulation, wurden gesetzt durch Weltwirtschaftskrise, Depression und Weltkrieg, die ebenfalls nur in ihrem Zusammenhang zu verstehen sind. Diese Bedingungen für starkes Wirtschaftswachstum sind immer gebunden an relative hohe Arbeitsproduktivität und billigste Ware Arbeitskraft. Das bestätigt sich auch in der aktuellen Weltwirtschaft durch die Flucht des produktiven Kapitals in „Billiglohnländer“, am liebsten nach China, Indonesien etc. aber auch in die endlich dem „freien Markt“ hinzugefügten Länder des „Realsozialismus“. Dort findet das über modernste Produktionsmittel verfügende Kapital ähnliche Bedingungen vor, wie hier nach dem 2. Weltkrieg. Ein riesiges Heer an Menschen, das gezwungen und bereit ist sich für Niedrigst- und Hungerlöhne zu verkaufen. Speziell in Ländern wie China, Indonesien etc. sind die Bedingungen nicht verursacht durch einen vorhergehenden Zusammenbruch, sondern durch die Unterentwicklung dieser Länder, die erst kapitalisiert werden „wollen“ (Hier geht es nicht um Rekonstruktion sondern um Konstruktion, die aber jeweils auf ähnlichen Bedingungen beruhen.). Die Wachstumsraten etwa der chinesischen Wirtschaft sind beeindruckend und weisen uns den Weg, wie ein vergleichsweise kleines variables Kapital eine große Zahl von Menschen beschäftigen kann, um sich so mit hoher Profitrate zu verwerten.

Sowohl der Blick in unsere Geschichte, wie der Blick in die heutige Weltwirtschaft machen deutlich, auf welchem Weg das Kapital auf den Wachstumspfad zurückkehren kann. Die entwickelten kapitalistischen Länder sind nun aber einmal „entwickelt“ und so kann nur die Entwicklung des Kapitals selbst hier die Bedingungen produzieren, die es anderswo vorfindet. Das bedeutet, dass ohne schwere Weltwirtschaftskrise, ohne Zusammenbruch der Kapitalakkumulation in einem Ausmaß, wie wir es noch nicht gesehen haben, sich die Verallgemeinerung von Minimal- oder Hungerlöhnen nicht durchsetzen lässt. Es werden von Zyklus zu Zyklus mehr sogenannte „prekäre“ Lohnarbeitsverhältnisse geschaffen, aber deren Verallgemeinerung verlangt die ökonomische und soziale Katastrophe, die das Kapital unbewusst aber gesetzmäßig produziert. Die widersprüchliche Entfaltung des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate selbst ist es, die diese Entwicklung bestimmt und zum Eklat treibt. Im Resultat kann dann ein kleineres variables Kapital eine wachsende Zahl von Lohnabhängigen beschäftigen und Michael Heinrich bekäme recht. Keine Frage also, dass langfristig die Mehrwerttrate steigt und die Profitrate wieder auf ungeahnte Höhen hieven kann. Dazu aber muss die Potenz der gestiegenen Arbeitsproduktivität sich real umsetzen in niedrigste Löhne. Michael Heinrichs „Vision“ ist also durchaus real, setzt aber eben

Unterentwicklung oder Zusammenbruch der Kapitalakkumulation voraus. Eine Mehrwertrate, die in der Lage ist, die Profitrate wieder auf diese ungeahnte Höhe zu hieven, ist somit selbst das Produkt des gesetzmäßigen Falls der Profitrate. So ist der Zusammenhang.

Wo das Kapital die erträumten Wachstumsraten erreicht, nicht nur historisch sondern auch aktuell, da herrschen Mindest- und Hungerlöhne wie etwa in China. Das zeigt uns, wie „wir“ auf den Wachstumspfad zurückkehren können, wie die Mehrwertrate den Fall der Profitrate stoppen und die Profitrate wieder auf ein extrem hohes Niveau heben kann, von wo aus sie dann wieder diskontinuierlich, zyklisch gebrochen, abfällt, nämlich durch rigides Absenken des Preises für die Ware Arbeitskraft. Wir können auch dies wieder interpretieren als ein Absenken der Preises auf den Wert oder unter den Wert. Im ökonomischen und sozialen Resultat, und darauf kommt es an, läuft es auf das gleiche raus.

Was der Wert der Ware Arbeitskraft ist, was notwendig zu ihrer Reproduktion ist (Arbeitszeit, Umfang der Lebensmittel), dass wird auf diese Weise überhaupt erst neu, gesellschaftlich, in sozialer Auseinandersetzung, bestimmt und fixiert, nicht nur in der Festlegung der Lohnhöhe, sondern auch in der Bestimmung sozialer Gesetzgebung (ist ein Auto nötig für einen ALGII-Empfänger oder nicht, etc.). Wert der Ware Arbeitskraft also als werdendes Resultat auf der Basis sich entwickelnder Arbeitsproduktivität. Ohne eine solche Neubestimmung des Wertes der Ware Arbeitskraft kann sich die Mehrwertrate nicht so erhöhen, wie es für die Mehrwertproduktion bei erhöhter organischer Zusammensetzung erforderlich ist.



In dieser Grafik der Inflationsraten wird auch deutlich das eingangs zu diesem Abschnitt angesprochene Wechselspiel von inflationären und deflationären Tendenz im konjunkturellen Zyklus (zeitlich versetzt) und die langfristige, überzyklische Tendenz zur Dominanz der deflationären Tendenzen. (Unabhängigkeit von Preis und Wert, Bestimmung der Preise durch den Wert, Durchsetzung des Wertgesetzes) Dies entspricht den sich verringernden Wachstumsraten in Folge der strukturellen Überakkumulation, die sich nach dem Ende der Rekonstruktionsphase des deutschen Kapitals von Zyklus zu Zyklus stärker aufbaute und weiter aufbauen wird. Auch darin zeigt sich, dass der Wert nur als Tendenz, als das die Bewegung bestimmende Gesetz, wirkt und nie „fertiges“ Resultat ist.

zu 2. Lohnabhängige Erwerbstätige und Arbeitslosigkeit

Heute träumen wohlmeinende Sozialreformisten davon, die „Vollbeschäftigung“ wieder herzustellen, wie sie in einer kurzen Phase vor dem Wendepunkt der Weltwirtschaftskrise 1974/75 bestand. Dabei werden die Bedingungen, die zu dieser „Vollbeschäftigung“ führten übersehen und wird von der „Natur“ des Kapitals abstrahiert.

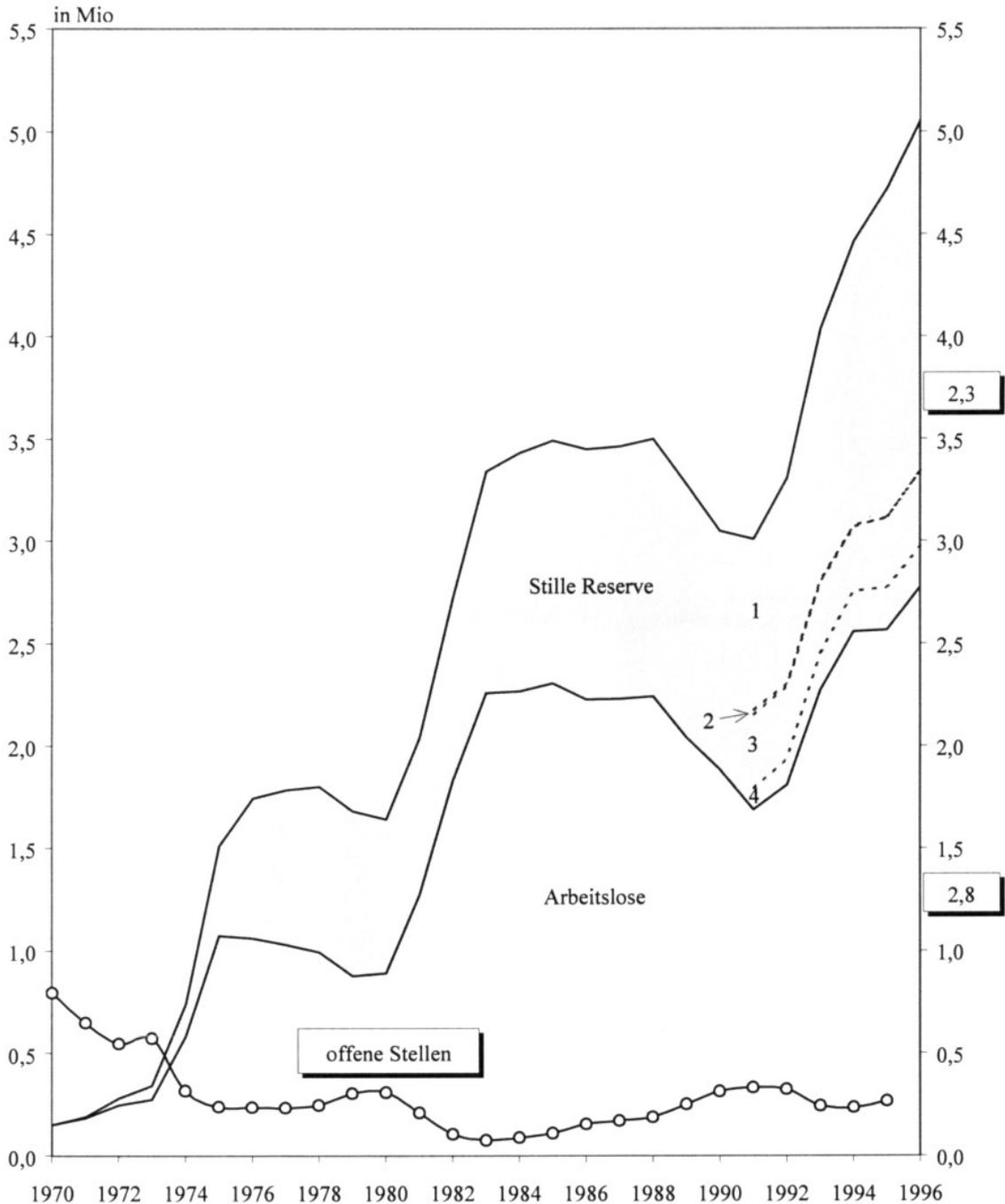
Das Kapital muss wachsen und es kann nur wachsen, indem es die Anwendung von Lohnarbeit ausdehnt. Stößt es an die Grenzen des „Arbeitsmarktes“, fängt es an selbst solange eine überzählige Lohnarbeitsbevölkerung zur produzieren, bis die Preise für die Ware Arbeitskraft auf ein Niveau gesunken sind, dass, bei veränderter organischer Zusammensetzung, wieder profitable Produktion ermöglicht und mit ihr die sich ausdehnende Anwendung der Lohnarbeit.

Mit der Entwicklung der Lohnarbeitslosigkeit entwickelt das Kapital also nach 2 Seiten die Bedingungen seines Wachstums:

- es schafft ein großes Heer an Lohnarbeitslosen
- und – in dem es diese Heer erzeugt und in dem Maße, in dem es dieses Heer erzeugt – wird der Druck auf die Löhne solange erhöht, bis sie auf ein Niveau fallen, in dem sich die Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft widerspiegelt. Nur in dem Maße, in dem das gelingt, kann die Mehrwertrate so stark ansteigen, dass die Tendenz zur fallenden Profitrate gebrochen wird und diese auf ein hohes Ausgangsniveau zurückkehrt.

Je höher die organische Zusammensetzung, desto tiefer müssen die Löhne fallen, damit das Niveau der Profitrate so angehoben wird, dass ein neuer Ausgangspunkt für beschleunigte Akkumulation entsteht (Der normale Zyklus ist nur die Verlaufsform, in der der Fall der Profitrate sich durchsetzt. Ohne Zusammenbruch der Kapitalakkumulation, also tiefgreifende Weltwirtschaftskrise, kann der neue Ausgangspunkt für beschleunigte Kapitalakkumulation nicht erzeugt werden). Das Spiel begänne dann von vorne, wenn die Lohnabhängigen es nicht beenden. (Eine „Theorie der langen Wellen“ möchte ich das aber nicht nennen, weil die Rekonstruktionsperiode des Kapitals nach so einem Desaster relativ rasch abgeschlossen ist.)

**Schaubild 5-3: Arbeitslose, Stille Reserve und offene Stellen in Westdeutschland
1970-1996**

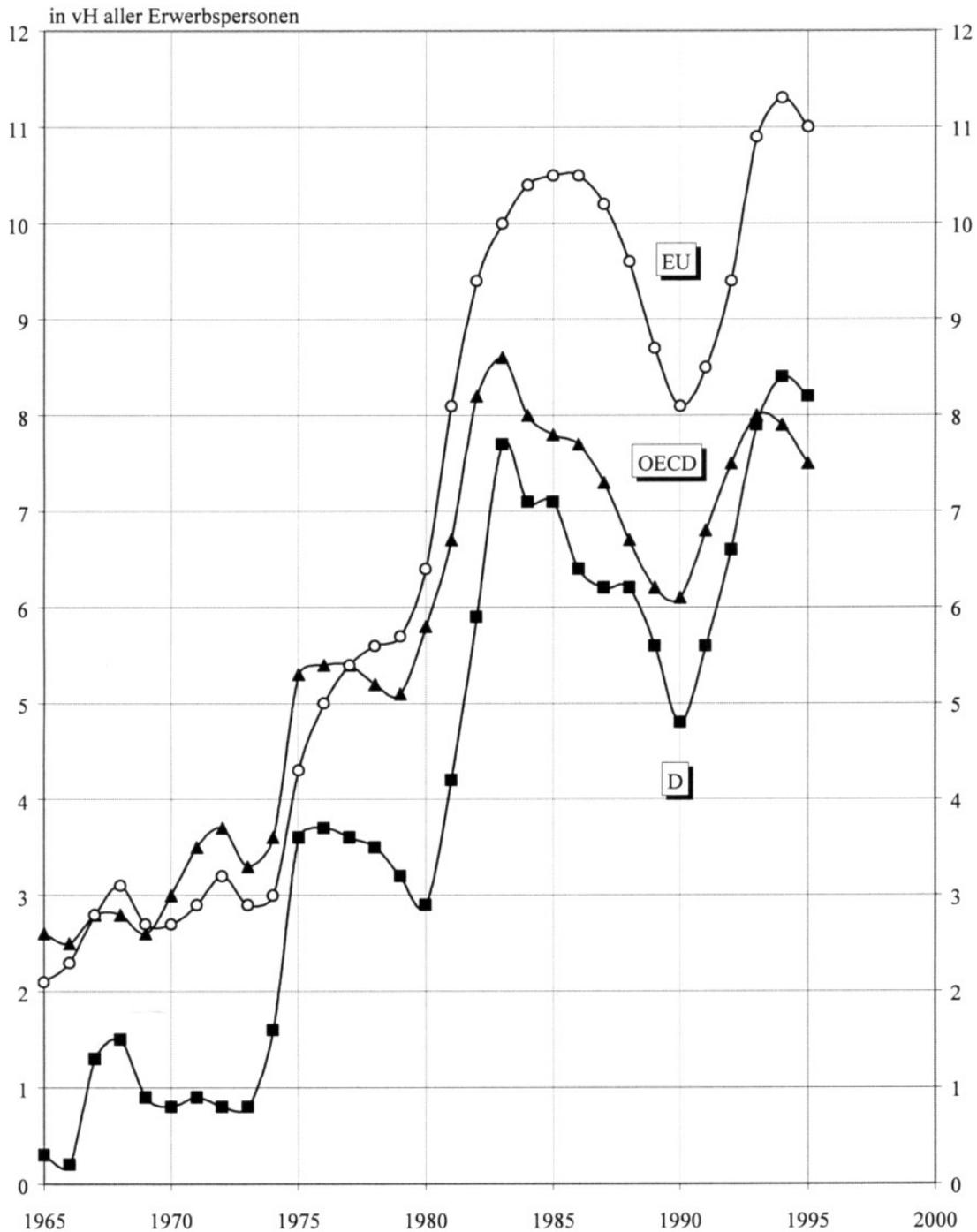


- 1) Nicht arbeitslos registrierte Arbeitssuchende (1996: 1.704.000)
- 2) Empfänger von Vorruhestandsleistungen (1996: 1.000)
- 3) Teilnehmer in Vollzeit-FuU, Deutschlehrgängen und Reha-Maßnahmen (1996: 370.000)
- 4) Empfänger von Arbeitslosengeld oder -hilfe nach § 105 a-c AFG (1996: 201.000)

1996 geschätzt, Jahresdurchschnitte

Quellen: Bundesanstalt für Arbeit, IAB

Schaubild 5-1: Standardisierte Arbeitslosenanteile in der OECD, der EU und Deutschland 1965-1995



Deutschland: bis 1990 Westdeutschland

EU: 1965-1971 nur Westdeutschland, Frankreich, Italien, Vereinigtes Königreich, Belgien, Niederlande;
1972-1995 EU 15 ohne Dänemark, Griechenland, Luxemburg, Österreich

Quellen: OECD, Europäische Kommission

Zu dieser Grafik möchte man ausrufen: „Wenn das kein Zufall ist!“ Die Entwicklung scheint zumindest eine Logik zum Ausdruck zu bringen, nämlich die, dass Lohnarbeitslosigkeit von

Zyklus zu Zyklus zunimmt. Wenn da niemand dran dreht, könnte sich dahinter eine Gesetzmäßigkeit verbergen. Wie schrieb doch Michael Heinrich?

„Dass diese industrielle Reservearmee, wie von Marx behauptet, langfristig zunehmen muss, lässt sich jedoch nicht behaupten.“ (Die Wissenschaft vom Wert, S. 324)

Das Kapital ist sich offensichtlich seiner Möglichkeiten gar nicht bewusst. Das kleiner werdende variable Kapital wird nicht dazu benutzt um mehr billige LohnarbeiterInnen zu beschäftigen.

Zwischen 1950 und 1973 stieg die Zahl der lohnabhängigen „Arbeitnehmer“ in der alten BRD von 13.247.000 auf 23.233.000, verdoppelte sich also fast. Bis 1991 nahm diese Zahl noch einmal zu bis auf 27.913.000, stieg in einem ebenfalls fast 20jährigen Zeitabschnitt nur noch um ca. 4.000.000. Seit 1991 werden die Zahlen für Gesamtdeutschland erfasst. 1991 lag sie bei 35.101.000 und 2004 bei 34.629.000. (Zahlen aus dem Statistischen Jahrbuch des Statistischen Bundesamtes für das Jahr 2005)

Daraus sieht man deutlich wie expansiv das Kapital sich in den 50iger und teilweise noch in den 60iger Jahren entwickelte, wie stark sich die Zunahme der lohnabhängig Beschäftigten zwischen 1973 und 1991 verringerte und dass sie zwischen 1991 und 2004 sogar abnahm. Ein Schelm, wer dabei an die zunehmende Kapitalintensität denkt oder gar an eine fallende Profitrate.

zu 3. Entwicklung der Lohnsumme

Rainer Roth schreibt in „Das Kartenhaus“:

*„Die **Bruttolohn- und Bruttogehaltssumme** ist im Laufe der Jahre immer weniger gestiegen und 1997 zum ersten Mal im Nachkriegsdeutschland gefallen, in einem Jahr des Aufschwungs.*

*Die **Nettolohn- und Nettogehaltssumme** ist das verfügbare Einkommen von Lohnabhängigen. Sie wird ermittelt, in dem Lohnsteuern und Sozialversicherungsbeiträge von der Bruttolohn- und Bruttogehaltssumme abgezogen werden. Die Nettolohn- und Nettogehaltssumme wuchs von 1961 bis 1970 um 8,6% jährlich. Im nächsten Jahrzehnt um 7,8%, von 1981 bis 1990 um 4% und von 1991 bis 1998 nur noch um 1,5% jährlich. 1994 sank die Nettolohn- und Nettogehaltssumme zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik, nämlich um 0,2%. 1997 sank sie zum zweiten Mal, diesmal um 1,6% (Statistisches Taschenbuch 1998 Tab. 1.14).“*

Zweifellos sind die Löhne nicht die Ursache für den Fall der Profitrate. Im zyklischen Verlauf der Kapitalakkumulation sind sie letztlich eine abhängige Variable. Lohnhöhe und Lohnsumme nehmen zu bei starker Nachfrage des Kapitals nach Ware Arbeitskraft. Diese Nachfrage hängt wieder ab von der Kapitalintensität und der Höhe der Löhne. Um Produktivitätsfortschritte zu erzielen, investiert das Kapital in Maschinerie etc. (also in fixes konstantes Kapital), die Kapitalintensität erhöht sich. Solange die Löhne sehr niedrig sind, kann dass einhergehen mit Zunahme der Lohnarbeit also Erhöhung der Lohnsumme. Ist der Arbeitsmarkt ausgeschöpft, muss die Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft ein für die Kapitalverwertung verträgliches Maß überschreiten. Das Kapital produziert auf der Basis steigender Kapitalintensität (also erhöhter organischer Zusammensetzung) und überzyklisch sinkender Rentabilität Lohnarbeitslosigkeit und schafft so die Voraussetzung für sinkende Löhne, die aber in Klassenkämpfen neu fixiert werden müssen. Die Lohnsumme beginnt zu sinken, wenn sowohl der Umfang der beschäftigten Lohnarbeit nachlässt und die hohe Arbeitslosigkeit sich durch erfolgreichen „Klassenkampf von oben“ umsetzen lässt in sinkende Löhne. Lohnsumme wie Lohnhöhe sind also letztlich abhängig von der Entwicklung einer Kapitalakkumulation bei sich erhöhender organischer Zusammensetzung des Kapitals.

Schlussbemerkung:

In der binnen-ökonomischen Diskussion stehen sich 2 Positionen gegenüber:

- Die einen rechtfertigen jede Maßnahme zur Vergrößerung der sozialen Kluft zwischen arm und reich, etc. aus dem ökonomischen Sachzwang, dem sie den Status eines Naturgesetzes verleihen.
- Die anderen halten Privateigentum und Markt ebenfalls für unverzichtbar, betonen aber, dass die Vergrößerung der sozialen Kluft nur falscher Politik und Bereicherungswut der individuellen Kapitalisten geschuldet sei, und dass „volkswirtschaftlich vernünftiges Handeln“ unter allen Umständen zu Wachstum und einem sozial verträglichen Kapitalismus führen könnte.

Kritik der Politischen Ökonomie bedeutet, den ökonomischen Sachzwang herauszuarbeiten und zu kritisieren und ihn nicht als unabänderlicher Naturgesetz, sondern als Produkt der kapitalistischen Produktionsverhältnisse sichtbar zu machen, also als ein Produkt veränderlicher, sozialer Verhältnisse, die die Menschen bei der Reproduktion ihres Lebens eingehen.

Kritik der Politischen Ökonomie bedeutet auch die praktischen Maßnahmen von Politikern und Kapitalisten als blindes und rücksichtsloses Folgen des ökonomischen Sachzwangs darzustellen und zu kritisieren und nicht als Maßnahmen persönlicher Willkür misszuverstehen. Sofern hier Willkür besteht, vollzieht sie sich im Rahmen des ökonomischen Sachzwangs und ist als solche rücksichtslos. Sie bestimmt aber diesen Sachzwang nicht.

Wenn Michael Heinrich meint, und das wird mittlerweile an der Uni Berlin gelehrt, wie ich einer Powerpoint Präsentation aus dem Internet entnahm, das die Profitrate zwar fallen könne aber nicht müsse, weil v im Zähler und Nenner der Formel zu ihrer Berechnung auftauche, dann ist in der Tat rein rechnerisch unbegrenztes Kapitalwachstum möglich und eine entsprechende sozial-verträgliche Regulation. Man muss nur wollen und das Richtige tun. Die Frage ist: Sind die Handlungen der Akteure Ausdruck einer strukturellen Logik oder folgt die Entwicklung der Struktur nur den schlecht motivierten Handlungen? Michael Heinrichs Position zu sozialem Reformismus und sozialer Revolution bleibt ambivalent, wie die verschiedenen Ausgaben seines Buches beweisen.

Für das Verständnis der strukturellen Logik ist das von Marx entdeckte Gesetze vom tendenziellen Fall der Profitrate überhaupt nicht verzichtbar, wie Michael Heinrich meint. („D.h. auch wenn man das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate aus der Kritik der Politischen Ökonomie entfernt, ist damit kein zentrales Element verschwunden, sondern eines, auf das man auch ganz gut verzichten kann.“ Die Wissenschaft vom Wert, S. 329)

Indem Michael Heinrich und bei seinem Durchgang durch Marx und seine Epigonen die Bedeutung der Kritik der Politischen Ökonomie als „neuer Wissenschaft“ betont, anbei wesentliche Grundfragen neu aufwirft und uns aus dem dogmatischen „Winterschlaf“ reißt, leistet er seinen sehr positiven Beitrag zu einer notwendigen Auseinandersetzung.

Indem er den „substantialistischen Wertbegriff“, die organische Zusammensetzung des Kapitals und die daraus sich ergebende Tendenz zum Fall der Profitrate einer grundlegenden, meiner Meinung nach nicht haltbaren Kritik unterzieht, und Kritik des Kapitals letztlich auf eine Kritik von Markt und Geld reduziert, passt er zwar gut in die „Landschaft“ leistet aber keinen Beitrag zur Überwindung der theoretischen Misere der KommunistInnen. Seine Theorie macht die Waffe der Kritik stumpf! Der neue Gegenstand, den Marx meinte, das Kapital, trifft die „monetäre Werttheorie“ nicht.

Das Produktionsverhältnis des Kapital produziert wesentlich Mehrwert, der in all seinen Formen auf unbezahlter Mehrarbeit beruht. Die ökonomisch-soziale Dynamik des Kapitals beruht ebenso wesentlich auf den Größenveränderungen dieses Mehrwertes oder dieser unbezahlten Mehrarbeit, bzw. auf den durch das Kapital selbst bewirkten Veränderungen, die eine Vergrößerung oder Verkleinerung des Mehrwertes nach sich ziehen.

Aus meiner Sicht verfehlt jede Ökonomiekritik ihren Gegenstand (das Kapital), die sich nicht primär mit diesen Sachverhalten beschäftigt. Sie wird umso mehr unfähig die vom Verwertungsprozess des Kapitals selbst hervorgebrachten sozialen Veränderungen in ihrem Zusammenhang zu verstehen, je mehr sie auf bloße Kritik der Wertform abhebt.

Die mehr oder weniger weitgehende Reduktion der Kapitalkritik auf Wertformkritik hat mittlerweile die unterschiedlichsten und gegensätzlichsten Ausprägungen angenommen (von der „fundamentalen Wertkritik“ bis zur „monetären Werttheorie“). Ihnen allen gemein ist die Kritik am Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate. Daraus folgt eine Gesellschaftskritik, die sozusagen neben den zu beobachtenden Haupttendenzen sozialer Veränderung liegt und die damit keinen Beitrag liefern kann zu einer sozialrevolutionären Parteilichkeit jener Menschen, die auf Grund ihrer Stellung im Produktionsprozess des Kapitals die Objekte kapitalistischer Aneignung sind. Es ist und bleibt aber allein die Masse der Menschen, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft als Ware leben müssen, die , weil ihnen ihre Existenzgrundlage entzogen wird, durch Verständigung über gemeinsame Ziele zu einem revolutionären Subjekt werden können. Es gibt keine andere Hoffnung und realistische Perspektive auf soziale Emanzipation. Aber diese gibt es!

Was also alle Varianten der Wertformkritik auch verbindet und verbinden muss, ist ihr „Abschied vom Proletariat“ und ihr Verzicht auf „Klassenkampf“, der nicht mehr als notwendiges Produkt der krisenhaften Entwicklung der Kapitalverwertung und der daraus hervorgehenden Zusammenbruchstendenzen erscheint, sondern allenfalls als mögliche Variante oder gar als notwendigerweise bloß systemimmanente Auseinandersetzung.

Davon unberührt bleibt, dass auch diese Spielarten der Gesellschaftskritik einen mehr oder weniger großen Beitrag zu der eingangs angesprochenen Delegitimation des Kapitals leisten. Diesen schöpferischen „Weiterentwicklungen“ oder „Rekonstruktionen“ von Kritik der Politischen Ökonomie mit bloßen Dogmatismus kommen zu wollen, ist ebenso hilf- wie wirkungslos. Irgendwelche feindseligen Gefühle sind fehl am Platz, solange es sich nur um die Inhalte von Kritik handelt und nicht um unerträgliche persönliche Polemik und Geltungssucht.

Bochum, den 26.02.2006

in memoriam Henryk Grossmann und Paul Mattik

Robert Schlosser (robertschlosser@rs002.de)

Anhang

Henning Wasmus September 2000

Profitratenfalle

Die Begründung des Gesetzes des tendenziellen Falls der Profitrate und von Momenten, die ihm zu widersprechen scheinen

Die folgende Beweisführung des tendenziellen Falls der Profitrate legt zugleich grundlegende Schwierigkeiten zum Verständnis des Gesetzes frei. Im Mittelpunkt der Begründung, dass die Profitrate langfristig sinken muß, wenn mit der organischen Zusammensetzung auch die Mehrwertrate steigt, stehen die Folgen der Substitution lebendiger durch vergegenständlichte Arbeit als dominante Form der Produktivkraftentwicklung. Irritationen über den Fall der Profitrate müssen entstehen, wenn die Dominanz dieser Revolutionierung des Arbeitsmittels selbst ausgeblendet, oder wenn sie mit anderen Formen der Produktivkraftentwicklung verwechselt wird -, mit der Kooperation und der Teilung der Arbeit. Dazu kommt, dass solche Irritationen durch einen >kompensatorischen Schein< gestützt werden, der zustande kommen *muss*, wenn die von Marx überlieferte Formalisierung der Profitrate $p' = m : (c + v)$ um v erweitert auf ihre Entwicklung übertragen wird. Insofern die im folgenden vorgetragene Argumentation erstmals ebenso eindeutig durch ein quantitatives Beispiel untermauert wird, an Hand dessen die theoretischen Zusammenhänge rekonstruier- und überprüfbar sind, wird zugleich der Anspruch erhoben, eine das gerade vergangene Jahrhundert durchziehende Diskussion, soweit sie sich um die theorieimmanente Konsistenz des Gesetzes drehte, zum Abschluss bringen zu können.¹

Historische Rahmenbedingungen

Nach dem >Ende der Wirtschaftswunder< scheinen Wirtschaft und Gesellschaft, zumindest, wenn man den wissenschaftlichen Charts folgt, in allerlei Fallen getappt zu sein: Wohlstands-, Wachstums-, Produktivität-, Beschäftigungs-, Schulden-, Rohstoff- und Visualisierungsfalle reichen sich die Hände. Und seit dem Wahlsieg von Rot-Grün 1998 konkurriert die >Globalisierungsfalle< mit der >Sozialisierungsfalle< um die adäquate Beschreibung der Zukunftsszenarien. Als völlig vergriffen gilt dagegen die Vorstellung - auch unter wissenschaftlich ernst zu nehmenden Autoren, die sich ansonsten auch positiv auf Marx berufen - die durch allerlei Globalisierungen gezeichnete Zukunft könnte auch durch das Gesetz des Profitratenfalls geprägt sein.

Dabei sind die periodisch wiederkehrenden Klagen über unzureichende Profitraten bzw. Kapitalrenditen so alt wie die kapitalistische Produktionsweise selbst. Auch die Entwicklung der Bundesrepublik von den 50er bis in die 70er Jahre ist von einer Tendenz zum Sinken der Kapitalrendite gekennzeichnet. Die einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen im Gefolge

der Weltwirtschaftskrise Mitte der 70er Jahre - Aufwertung der Marktsteuerung, Laissez-faire-Kapitalismus - stehen in einem engen Zusammenhang mit dieser Tendenz. Allerdings sprechen die Erfahrungen des letzten Vierteljahrhunderts nachhaltig dagegen, dass die krisenbedingten Probleme durch eine Politik der Entfesselung der Marktkräfte auf Dauer gelöst werden können. Insofern Rationalisierungsinvestitionen, Wachstum, Beschäftigung und Verfassung des Sozialstaates in einem engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Kapitalrendite stehen, unterstreichen historische Erfahrungen erneut die Bedeutung der theoretischen Frage, wodurch denn die Kapitalrendite reguliert ist.

Die Diskussion des Gesetzes des tendenziellen Falls der Profitrate wurde Ende der 60er Jahre zwar wieder verstärkt aufgenommen. Jedoch schälte sich Mitte der 70er Jahre parallel zur Weltwirtschaftskrise ein fast paradigmatisch zu bezeichnender Konsens heraus: Das Gesetz sei, theoretisch und/ oder empirisch, nicht nachweisbar. Dies hat sich bis heute nicht geändert. Auch in den Entwicklungstheorien, die das Verhältnis zwischen >Erster< und >Dritter< Welt untersuchen, scheint die endgültige Abkehr vom langfristigen Entwicklungsgesetz des Kapitalismus vollzogen. Dass Mobilität und Dynamik kapitalistischer Entwicklung darauf angewiesen sind, die Produktivkraft der Arbeit durch einen pro Arbeitskraft beständig wachsenden Aufwand an Sachkapital zu betreiben, und dass die Verwertung des Kapitals, ob (Durchschnitts-) Profitrate oder (gesamtwirtschaftliche) Kapitalrentabilität genannt, dadurch in zunehmende Schwierigkeiten geraten muß, geht in den gegenwärtigen Debatten um >Entwicklung< anscheinend völlig verloren.

Die wenigen Autoren, die in der Kritik der politischen Ökonomie noch eine wichtige Grundlage sozialwissenschaftlicher Analysen erkennen können, schweigen sich heute meist geflissentlich über das Gesetz aus. Das mag mit den mächtigen Eindrücken der anhaltenden Stabilität des Kapitalismus und des Zusammenbruchs des sogenannten Realsozialismus, wie auch mit blankem Opportunismus zusammenhängen. Aber auch der wissenschaftliche Diskurs selbst hat zur Diskreditierung des Gesetzes beigetragen. Insofern seien im folgenden nichts als der Kern des Gesetzes und die Quellen seines Missverständnisses rekonstruiert.

Das Gesetz

Das treibende Motiv der kapitalistischen Produktion ist nicht die Produktion von Gebrauchswerten und damit eine optimale Befriedigung der Bedürfnisse, sondern die Erzeugung eines möglichst großen Überschusses, gesamtgesellschaftlich eines möglichst großen Nettoprodukts im Verhältnis zum eingesetzten Gesamtkapital. Im Unterschied zu anderen Gesellschaftsformationen basiert die kapitalistische Akkumulation auf der unbedingten Entwicklung der Produktivkräfte, weil nur so das erzeugte Surplusprodukt (Mehrwert, Profit) gesteigert werden kann. Die Entwicklung der Lohnarbeit erfolgt in Kombination von unterschiedlichen Methoden: Verlängerung der Arbeitszeit, Verkürzung der notwendigen Arbeit, Entwicklung der Produktivkräfte, Anwendung von Kooperation, Teilung der Arbeit, Maschinerie etc., kurz: Produzieren auf großer Stufenleiter, also massenhaftes Produzieren.

Die im Wesen des Kapitalismus liegende Entfesselung der Produktion ohne Rücksicht auf die Schranken des Marktes realisiert sich als individuelle Maximierung des Betriebsergebnisses in der Konkurrenz. Sie setzt sich mikroökonomisch mittels innovierender Einzelkapitale durch, die im

Verhältnis zum jeweils eingesetzten Kapital größere Überschüsse als ihre Konkurrenten realisieren. Die Verallgemeinerung neuer Produktionsmethoden durch die Zwänge der Konkurrenz hebt jedoch nicht nur solche Extravorteile einzelner Kapitale auf. Langfristig muß vielmehr auch das gesellschaftliche Verhältnis zwischen Nettoprodukt und eingesetztem Gesamtkapital abnehmen -, d.h. die Profitrate muß sinken.

Die *Rate des Profits* ist also ein gesamtwirtschaftliches Verhältnis, das den Mehrwert (m) auf das eingesetzte Kapital (c+v) bezieht.

$$(1) p' = m : (c + v).$$

Die *Rate des Mehrwerts* (m:v) gibt dagegen den 'Ausbeutungsgrad' als Anteil des Mehrwerts am Wert der Arbeitskraft an. Und die *organische Zusammensetzung* beziffert das Verhältnis zwischen dem Wert des eingesetzten Sachkapitals und dem Wert der Arbeitskräfte (c:v). Da die Profitrate von der organischen Zusammensetzung wie auch von der Mehrwertrate abhängt, hat sich als ebenso übliche Schreibweise eingebürgert, den Dividenden und den Divisor durch v zu teilen:

$$(2) p' = (m:v) : ((c:v) + 1).$$

In Formel (2) ist die Profitrate nicht nur eine Ziffer wie in Formel (1). Sie drückt zugleich auch den Entwicklungsgrad eines Landes aus: Je höher organische Zusammensetzung und Mehrwertrate, umso höher auch der Stand der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit.

Formel (1) sagt ganz offensichtlich nichts über die Bestimmungsgründe der Profitrate aus, d.h. warum ein Kapital soundsoviel Mehrwert produziert. Aber auch ihre bloße Erweiterung um v liefert per se noch keine Erklärung der Profitrate, wenn die Mehrwertrate in ein Verhältnis zur organischen Zusammensetzung tritt: Die Profitrate kann hoch und sie kann niedrig sein, wenn Mehrwertrate und organische Zusammensetzung hoch sind, oder wenn beide niedrig sind. Es scheint keinen systematischen Zusammenhang zwischen der Profitrate und dem Entwicklungsstand eines Landes und damit auch keine Grund für die Annahme zu geben, langfristig müsse die Profitrate sinken, wenn organische Zusammensetzung und Mehrwertrate steigen.

Im folgenden ist nachzuweisen, dass diese Irritation zustande kommen kann, wenn die Veränderungen der Wert- und Mehrwertgröße unberücksichtigt bleiben, die der *Substitution lebendiger durch vergegenständlichte Arbeit*, der Revolutionierung des Arbeitsmittels selbst, entspringen: Organische Zusammensetzung, Mehrwertrate *und* Substitution begründen, dass die Profitrate langfristig sinken muß. Wird das Substitutionsverhältnis nicht systematisch erfaßt und die Profitratenentwicklung auf Grundlage von Formel (2) untersucht, dann muß es den Anschein nehmen, als könne von einem gesetzmäßigen Fall der Profitrate keine Rede sein. Für jede Steigerung der Produktivkraft, die zum Fall der Profitrate führt, scheint es eine Gegenwirkung zu geben, die diesen Fall kompensieren kann.

Die zentrale These lautet also: Die Revolutionierung des Arbeitsmittels ist - seit der historischen Einführung der großen Industrie - die *dominante* Form der Produktivkraftentwicklung. Genau aus diesem Grund muß die Profitrate langfristig sinken. Die von Marx überlieferte Formalisierung der Profitrate erzeugt dann, wenn sie um v erweitert auf die Entwicklung der Profitrate übertragen wird, den verkehrenden Schein, der Profitratenfall sei in den Kategorien der Kritik der politischen Ökonomie selbst zumindest unterdeterminiert. Das Starren auf diese Formel führt zu allerlei >Kompensationstheorien<.

Produktivkraftentwicklung

Eine ganze Reihe von Missverständnissen, die Profitrate müsse nicht gesetzmäßig fallen, beruht darauf, dass nicht nur die Revolutionierung des Arbeitsmittels selbst, sondern auch *andere* Formen der *relativen* Mehrwertproduktion - die Kooperation und die Teilung der Arbeit zwecks Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit - über die Rate des Mehrwerts und die organische Zusammensetzung den Verlauf der Profitrate beeinflussen. Werden z.B. vorliegende Arbeitsgänge in Teilprozesse zerlegt, um sie von spezialisierten Arbeitskräften verrichten zu lassen, so steigt c.p. die **organische Zusammensetzung**. Sämtliche Umwälzungen der Arbeitsorganisation verstärken insofern noch die Wirkungen, die von der Revolutionierung des Arbeitsmittels auf den Fall der Profitrate ausgehen. Umgekehrt wirkt die Steigerung kooperativer Produktivkräfte der Arbeit aber auch auf das Sinken der organischen Zusammensetzung und folglich dem Fall der Profitrate entgegen. Wird eine multiplizierte Arbeiterzahl gleichzeitig unter einem Dach zusammengefaßt, so senken entsprechende Raum- und Energiekosteneinsparungen den Produktwert. Die Produktivkraft steigt. Ähnliches gilt für die Verlängerung der Maschinenlaufzeiten, wenn eine multiplizierte Arbeiterzahl innerhalb eines gegebenen Zeitrahmens (Tag, Woche, Jahr) zeitlich hintereinander geschaltet wird. Entsprechendes Einsparen konstanten Kapitals auf Seiten des Kapitalvorschusses ist ein gewaltiger Hebel zur Senkung der Wertzusammensetzung.

Ohne also das Arbeitsmittel selbst zu revolutionieren, erzeugen einzelne Momente der relativen Mehrwertproduktion unterschiedliche Wirkungen auf die organische Zusammensetzung, auf die Mehrwert- und auf die Profitrate. Aber auch im Rahmen der *absoluten* Mehrwertproduktion, also ohne die Produktivkraft zu steigern, wirkt die Verlängerung des individuellen Arbeitstages dem Fall der Profitrate entgegen. Bei der Verlängerung des individuellen Arbeitstages ist die Mehrwertrate der Hebel, der die Profitrate in die Höhe treibt; bei der Verlängerung der Maschinenlaufzeiten ist es dagegen im wesentlichen eine sinkende Wertzusammensetzung.

Die Schlüsselkategorie für die Bewegung der Profitrate bleibt auch in diesen Zusammenhängen die organische Zusammensetzung. Die bisher skizzierten Veränderungsmöglichkeiten dieses Verhältnisses haben allesamt zur Bedingung, dass die technische Basis der Arbeitsprozesse im wesentlichen unverändert bleibt. Sie charakterisieren sich in Wirkungen und Gegenwirkungen auf die Profitrate, ohne dass ein allgemeiner Grund auszumachen wäre, der ausschließt, dass sie sich nicht auch ausgleichen könnten. Denn mit der Produktivkraft der Arbeit ist auch die Entwicklung der organischen Zusammensetzung beschränkt, so dass die Entwicklung der Profitrate ambivalent bleiben muß: Sie kann steigen und fallen, je nachdem, welcher Einfluß größer ist.

Im Gegensatz dazu steht jedoch 'das Spezifische' der kapitalistischen Produktionsweise, die Form der Produktivkraftentwicklung, die auf der Substitution lebendiger durch vergegenständlichte Arbeit beruht. Sie wälzt die technische Basis der Arbeitsprozesse um und impliziert mit Notwendigkeit sowohl das Steigen der organischen Zusammensetzung als auch den Fall der Profitrate. 'Die Maschinerie, das gewaltigste Mittel () die Produktivität der Arbeit zu steigern' (II.8/393; 23/425), existiert in der Form eines 'sehr kostenspieligen und weitläufigen Apparats' (II.8/378; 23/408) und impliziert damit ein 'stets wachsende(s) Gewicht der im lebendigen Arbeitsprozeß unter der Form von Produktionsmitteln mitwirkenden vergangenen Arbeit /.../' (II.8/571; 23/635). Trotz des Falls der Profitrate ist aber auch diese Form der Produktivkraftentwicklung 'ein immanenter Widerspruch' (II.8/397; 23/429):

Einerseits erzeugt sie die Wirkungen, die den Fall der Profitrate verursachen, andererseits bildet sie zugleich aber auch die Profitrate stabilisierende und steigernde Gegenwirkungen. In diesen Gegenwirkungen unterscheidet sich allerdings diese Form der Produktivkraftentwicklung eindeutig von allen anderen, wodurch es überhaupt erst möglich wird, von einer >Gesetzmäßigkeit< des Profitratenfalls zu sprechen. Denn diese Gegenwirkungen stoßen an notwendige, 'nicht überschreitbare Grenzen' und können 'daher den Fall der Profitrate wohl hemmen, aber nicht aufheben' (II.4.2/322; 25/258), was im folgenden nachzuweisen ist.

Nach dem Beginn der bürgerlichen Gesellschaftsformation, mit der Entstehung der großen Industrie im 19. Jahrhundert, wurde die Revolutionierung des Arbeitsmittels zum wichtigsten Hebel der Produktivkraftentwicklung überhaupt. Diese Form der >Modernisierung< schließt natürlich die Kooperation und die Teilung der Arbeit nicht aus. Sie hat sich jedoch über die 'assembly line production' bis hin zur 'lean production' auf Grundlage der 'New Technologys' auch im gerade vergangenen Jahrhundert weiter durchgesetzt. Das Gewicht der vergegenständlichten Arbeit, also des angewandten Sachkapitals, wächst gegenüber dem der lebendigen Arbeit. Insofern ist es zur Begründung des Gesetzes des tendenziellen Falls der Profitrate am Anfang des 21. Jahrhunderts durchaus zulässig, von anderen Formen der Produktivkraftentwicklung zunächst abzusehen.

Der Schein von Kompensation

Langfristig werden sämtliche Kompensationsmöglichkeiten des Profitratenfalls aufgehoben, wenn das Arbeitsmittel selbst revolutioniert wird. Gegenüber der Produktivkraftentwicklung durch Kooperation und Arbeitsteilung müssen dann sämtliche Vorstellungen über Ausgleichsmöglichkeiten auf bloßem Schein beruhen. Ein weiteres Kapitel der Missverständnisse über das Gesetz ist aufzuschlagen.

Erstens spielt in diesem Zusammenhang 'die Kompensationstheorie bezüglich der durch Maschinerie verdrängten Arbeiter' (II.8/426; 23/461) eine Rolle. Rationalisierungsinvestitionen würden zwar Arbeitskräfte verdrängen, aber im Investitionsgütersektor benötige man diese Arbeitskräfte, um die Investitionsgüter herzustellen. Ein gleiches Quantum lebendige Arbeit wird also an einer Stelle aus-, und an anderer Stelle eingesetzt. Aber: Entweder wird lebendige Arbeit nur umverteilt, so dass Produktivkraft, organische Zusammensetzung wie Profitrate davon unberührt bleiben (vgl. II.8/381; 23/412). Dann wird, insgesamt gesehen, auch kein Arbeiter durch Maschinerie verdrängt. Oder lebendige Arbeit wird substituiert. Dann kann eine gleiche Menge Arbeit an anderer Stelle jedoch nur über einen vergrößerten Kapitaleinsatz beschäftigt werden.

Zweitens entstehen Kompensationsvorstellungen dadurch, dass neue Technologien nur schrittweise durchgesetzt werden. Solange sich z.B. Produktivkraftsteigerungen auf Investitionsgüterindustrien beschränken, folgt daraus gewöhnlich, dass in den Konsumgüterindustrien bisher noch angewendete technische Segmente billiger reproduziert werden. Dadurch werden noch in Funktion begriffene Arbeitsmittel entwertet. Solche Verluste zwingen die Profitrate dieser Kapitale in die Knie. Für das geschrumpfte Kapital, aber auch für verbrauchtes Kapital, das ersetzt oder zusätzliches, das neu angelegt wird, gilt zwar eine niedrigere Wertzusammensetzung. Dieselbe muss aber wieder steigen, wenn auch diese Arbeitsprozesse von den neuen Technologien umgewälzt werden.

Eine dritte Kompensationsvorstellung kommt zustande, indem Produktivkraftsteigerungen gewöhnlich *alle* Waren gleichmäßig verbilligen -, Produktionsmittel und Arbeitskraft, das konstante wie das variable Kapital. Formel (2) kann in diesem Zusammenhang den Anschein erwecken, als würde die steigende Zusammensetzung durch eine gleichmäßige Wertsenkung vorhandener Elemente von c wie von v kompensiert, und die steigende Mehrwertrate analog durch die gleichmäßige Wertsenkung von v und m , so dass insofern auch die Profitrate unberührt bleibe. Eine solche allgemeine Wertsenkung der Waren läßt jedoch keineswegs den Schluß zu, wie im einzelnen noch nachgewiesen wird, aus diesem Grunde würde die organische Zusammensetzung nicht steigen und die Profitrate nicht sinken.

Die vierte und gängigste Form von >Kompensationstheorie< geht demgegenüber zwar davon aus, dass die organische Zusammensetzung steigt. Aber auch der Dividend, die Mehrwertrate - so eben die Argumentation - könne in einem solchen Maß steigen, dass kein eindeutiger Schluß auf einen Profitratenfall möglich wäre. Die wichtigste, dem Fall entgegenwirkende Ursache, die Steigerung der Mehrwertrate, sei grundsätzlich in der Lage, die Wirkungen, die von der Produktivkraftsteigerung als Erhöhung der organischen Zusammensetzung auf den Fall der Profitrate ausgehen, zu kompensieren. Marx habe eben nur den Divisor ordentlich untersucht, nicht aber den Dividenten.

Die letzten beiden Kompensationsvorstellungen, die Profitrate müsse trotz der Revolutionierung der Arbeitsmittel nicht sinken, so eben die in den Mittelpunkt gerückte These, entspringen der Formel (2), da sie die Profitrate auf eine *Relation* zwischen Mehrwertrate und organischer Zusammensetzung reduziert. **Wird der Entwicklungspfad der Profitrate an Hand der Formel (2) untersucht, dann kann in der Tat von einer Gesetzmäßigkeit ihres, wenn auch nur >tendenziellen< Falls, keine Rede sein.** Je nachdem, welche >Kompensationstheorie< in Ansatz gebracht wird, ob die organische Zusammensetzung steigt, oder ob sie deshalb nicht steige, da das konstante und das variable Kapital gleichmäßig verbilligt wird -, in keinem Fall scheint es einen hinreichenden Grund zu geben, dass die Profitrate sinken muß. Zur Veranschaulichung des kompensatorischen Scheins dieser Formel ein Beispiel:

$$p' = \frac{\frac{m}{v}}{\frac{c}{v} + 1} = 0,5 = \frac{\frac{1}{1}}{\frac{1}{1} + 1} = \frac{\frac{1,25}{1}}{\frac{1,5}{1} + 1} = \frac{\frac{2,5}{1}}{\frac{4}{1} + 1} = \frac{\frac{5}{1}}{\frac{9}{1} + 1}$$

/.../ usw. Wie die organische Zusammensetzung auch steigen mag, auf 1,5 / 4 / 9 usw., immer scheint eine Erhöhung der Mehrwertrate auf 1,25 / 2,5 / 5 usw. möglich, die den Fall der Profitrate kompensiert.

Entmystifizierung der Formel

Formel (2) bringt im Gegensatz zu Formel (1) nicht zum Ausdruck, dass die Proftrate von der absoluten Größe des Mehrwerts - und damit von der absoluten Größe der Wertschöpfung überhaupt - abhängig ist. **Die Substitution lebendiger Arbeit impliziert allerdings, dass die Wertsumme, die eine gegebene Kapitalgröße den Arbeitern auspreßt, ausgedrückt durch das Wachstum der organischen Zusammensetzung, abnimmt!** Eine gleichbleibende Proftrate setzt also eine gleichbleibende Mehrwertmasse voraus, während die Produktivkraftentwicklung das Kapital zwingt, anteilig weniger lebendige Arbeit anzuwenden. **D.h. die Wertschöpfung nimmt kontinuierlich ab.** Folglich gibt es eine Bewegung, in der sich die sinkende Wertschöpfung dem Niveau der Mehrwertmasse annähert. Es muß sich also in diesem Procedere eine absolute Grenze herausbilden, die das Sinken der Proftrate einleitet, **da jede weitere Kompensation der steigenden organischen Zusammensetzung durch steigende Mehrwertrate unmöglich wird**, und zwar bevor das Niveau der (sinkenden) Wertschöpfung das Niveau der durch die Proftrate fixierten Mehrwertgröße erreicht.

Eine solche absolute Obergrenze gilt natürlich auch für die obige Zahlenreihe. Um sie beispielhaft nachzuweisen und den Substitutionseffekt quantitativ zu veranschaulichen, sei als Ausgangssituation angenommen, die Referenzgröße des Kapitals betrage 100, der Wert pro Arbeitskraft (Ak) eins (z.B. fünf Stunden Arbeit) und die Wertschöpfung pro Arbeitskraft zwei (also zehn Stunden Arbeit). Daraus ergeben sich die Verhältnisse der Periode t1:

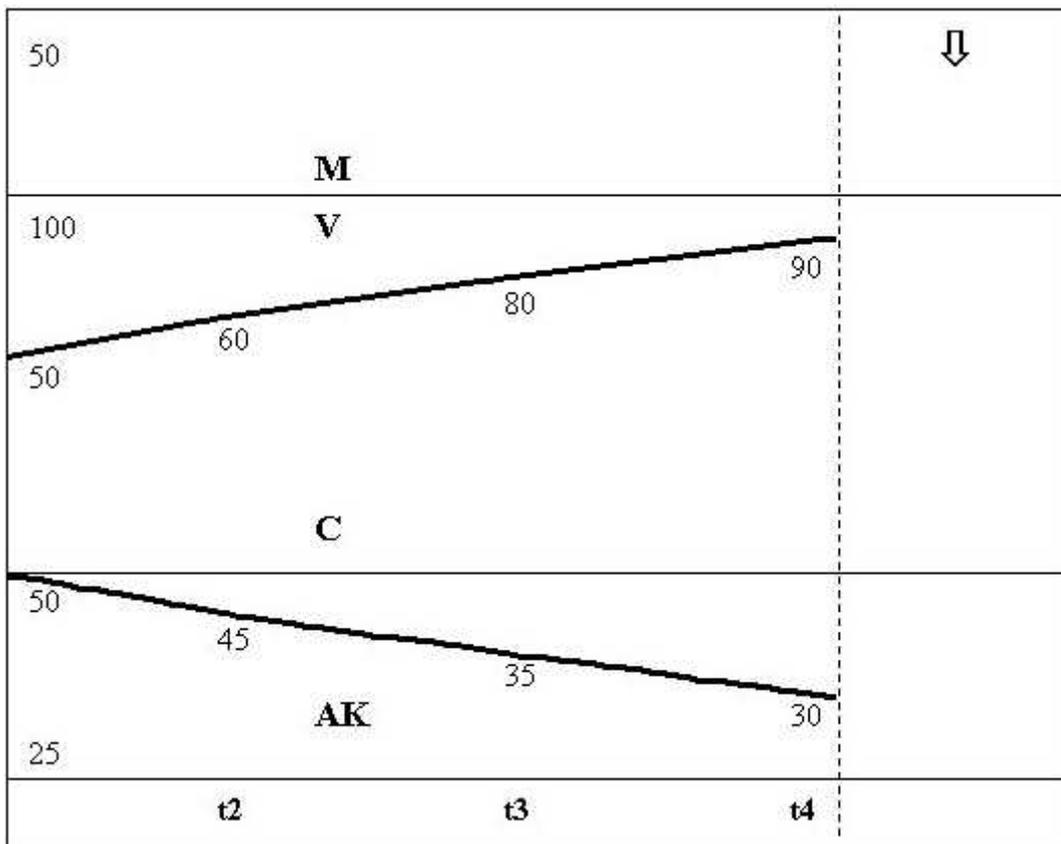
$$p' = \frac{\frac{m}{v}}{\frac{c}{v} + 1} = 0,5 = \frac{50}{\frac{50}{50} + 1} = \frac{50}{\frac{60}{40} + 1} = \frac{50}{\frac{80}{20} + 1} = \frac{50}{\frac{90}{10} + 1} \dots \frac{50^n}{\frac{100^n}{0}}$$

<i>t1</i>	<i>t2</i>	<i>t3</i>	<i>t4</i>	<i>t5</i>
(50 Ak)	(45 Ak)	(35 Ak)	(30 Ak)	(25 Ak)

In den Folgeperioden wird lebendige Arbeit durch konstantes Kapital substituiert. Dabei wird für t2, t3 und t4 angenommen, die Mehrwertrate steige gerade in dem Umfang, der nötig wäre, um den Fall der Proftrate zu kompensieren. Deutlich wird, dass die Substitution von Arbeitskraft (5; 15; 20) und die Steigerung der organischen Zusammensetzung (60:40; 80:20; 90:10) nur zwei Seiten desselben Vorganges sind. In t2 werden z.B. fünf Arbeitskräfte durch ein Zusatzkapital $c = 10$ substituiert. Wenn Technik und Lebensdauer der ersetzenden Arbeitsmittel z.B. so beschaffen sind, dass die Produktivkraft um ca. 13% steigt, dann reduziert diese Wertsenkung den Gesamtwert der 45 verbliebenen Arbeitskräfte auf 40 Werteinheiten. Solange das Regenerationsniveau der Arbeitskräfte - die dazu notwendige Summe aller Gebrauchswerte und Dienstleistungen - konstant bleibt, sinkt der Gesamtwert der jeweils noch beschäftigten Arbeitskräfte überproportional zu ihrer Anzahl: Die Zahl der Arbeiter nimmt langsamer ab als das variable Kapital, was ja nichts anderes heißt, als dass die Mehrwertrate steigt (125%; 250%; 500%). Produktivkraft, Warenwert und Wertschöpfung entwickeln sich folgendermaßen:

	Warenwert	Produktivkraft	Wertschöpfung
t1	1	1	100
t2	0,89	113%	90
t3	0,57	175%	70
t4	9,33	300%	60
t5	0	∞	(50)

Quintessenz: Der kompensatorische Schein von Formel (2) beruht schlicht darauf, dass diese Formel die steigende organische Zusammensetzung nicht als Substitution von Arbeitskraft ausdrücken kann. Die organische Zusammensetzung und die Mehrwertrate wächst, obwohl stofflich identisch gebliebene Elemente des konstanten wie des variablen Kapitals verbilligt werden. Doch die Zahl der Arbeitskräfte nimmt ab! Und eine sich vermindernde Zahl von Arbeitskräften kann auf Dauer eben nicht dieselbe Mehrwertmasse produzieren, um die Wirkungen auszugleichen, die vom Steigen der organischen Zusammensetzung auf die Profitrate ausgehen.



Eine solche absolute Kompensationsgrenze wäre unwiderruflich zwischen t4 und t5 erreicht. Denn die Bedingung, dass die Profitrate konstant bliebe, würde in zwei paradoxen Situationen aufgehoben: Entweder müsste, wie oben angenommen, die Produktivkraft **unendlich steigen**. Das würde aber die Wertproduktion selbst aufheben -, also auch den Kapitalismus, und mit ihm natürlich die Profitrate und

alle damit zusammenhängenden Verhältnisse. Ware und Tausch würden in ein Paradies vollautomatischer Produktion transformiert. Die menschliche Arbeitskraft wäre von der Notwendigkeit entbunden, zur Produktion von Gebrauchswert verausgabt zu werden. Oder die Produktivkraft würde begrenzt steigen, so dass Waren noch produziert und getauscht würden. Doch die Arbeiter wären dann vom Tausch ausgeschlossen. Sie müßten arbeiten und von Luft leben. Die Profitrate müßte also zwischen t_4 und t_5 auch dann sinken, wenn die Mehrwertrate beständig in Richtung unendlich streben würde, ohne diesen Grenzwert allerdings zu erreichen. Auf allen Stufen ist es somit 'derselbe identische Prozeß' (II.8/319; 23/339), worin 'die Masse der angewandten lebendigen Arbeit stets abnimmt im Verhältnis zu der Masse der von ihr in Bewegung gesetzten vergegenständlichten Arbeit' (II.4.2/287; 25/223). Indem die Zahl der angewandten Arbeitskräfte in Richtung 25 verläuft, stößt 'die Kompensation der verringerten Arbeiterzahl durch Steigerung des Exploitationsgrades der Arbeit (an gewisse nicht überschreitbare Grenzen' (II.4.2/322; 25/257f.). 25 Arbeiter können eben nicht soviel Mehrwert produzieren wie 50. Und würde die Profitrate vorübergehend steigen, so würde das ihren Umschlag nur beschleunigen. Aber auch dann, wenn entgegenwirkende Ursachen den Profitratenfall eine zeitlang kompensieren könnten, wie für t_2 , t_3 und t_4 angenommen, würde sich von Anfang an der Korridor zwischen Wertschöpfung und Mehrwert kontinuierlich in Richtung einer absoluten Grenze verengen.

Resümee

Eine Art der Einwendungen gegen das Gesetz stützt sich also auf reale Produktivkraftentwicklungen, die der Kooperation und der Teilung der Arbeit entspringen. Eine andere Art beruht dagegen auf dem bloßen Schein von Kompensation. Solche >Kompensationsfallen< stellt die von Marx überlieferte Formalisierung der Profitrate, wenn sie um v erweitert auf die Profitratenentwicklung übertragen wird. Da die Revolutionierung des Produktionsmittels bisher gesellschaftlich notwendige, lebendige Arbeit substituiert und damit überflüssig macht, also nicht umverteilt, steigen organische Zusammensetzung und Produktivkraft, so dass auch die Mehrwertrate steigt. Aber auch dann folgt dem Substitutionseffekt der Fall der Profitrate, die eben nicht durch ein Kräfteverhältnis zwischen organischer Zusammensetzung und Mehrwertrate reguliert wird. Die Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, der organischen Zusammensetzung sowie der Mehrwertrate auf der einen, und die Tendenz zum Fall der Profitrate auf der anderen Seite sind also nur miteinander verzahnte Momente eines und desselben Entwicklungspfades.

Der Umfang allerdings, in dem lebendige Arbeit nun durch konstantes Kapital substituiert und in dem dadurch die Produktivkraft der Arbeit gesteigert wird, hängt ganz von einer Reihe empirischer Bedingungen ab, die den technischen Fortschritt konkretisieren. Für die hier vertretene These, die Profitrate müsse tendenziell sinken, genügt es, dass die Steigerung der Produktivkraft überhaupt durch den Substitutionseffekt erwirkt wird. *Ursache* ist der das Arbeitsmittel revolutionierende technische Fortschritt: Das (relative) Gewicht der lebendigen Arbeit nimmt gegenüber der vergegenständlichten ab. Während die organische Zusammensetzung steigt, muß mit dem Wert der produzierten Ware der Wert der Arbeitskraft und letzten Endes auch die Profitrate sinken. Das Steigen der Mehrwertrate ist die wichtigste dem Fall *entgegenwirkende Ursache*. Aber auch dann, wenn sie fast unendlich steigen würde, könnte sie den Profitratenfall nicht verhindern. D.h. selbst unter für das

Kapital idealtypischen Bedingungen - ein von allen Widerständen enthobener technischer Fortschritt und eine ungebremste Wertsenkung der Arbeitskraft - müßte die Profitrate sinken. Denn dieselben Bewegungen, die zur Maximierung der Ausbeutung der Arbeitskraft führen, reduzieren mit der Zahl der Arbeitskräfte, die von einem gegebenen Kapital angewandt werden, die Möglichkeiten, die Profitrate konstant zu halten. Eine >Überakkumulation< von Kapital - hier gegenüber der Profitrate - tritt ein, wenn jede weitere Entwicklung der Produktivkraft den Fall der Profitrate einleiten muß.

Die beiden Raten in Formel (2) bestimmen zwar den Entwicklungsstand eines Landes, nicht aber den Entwicklungsgang der Profitrate als eine den Verlauf des Kapitalismus prägende Bewegung. Sie wird als Ziffer ausgedrückt, die vom Verhältnis zwischen Mehrwert und eingesetztem Kapital abhängig ist. Dieser Mehrwert findet am Umfang der lebendigen Arbeit und am Wert jener Arbeitskräfte seine Grenzen, die das akkumulierte konstante Kapital (noch) beschäftigt. Wird von der sinkenden Wertschöpfung der ebenfalls sinkende Wert der Arbeitskräfte saldiert, so ergeben sich über den Mehrwert die Mehrwertrate und die Profitrate. Diese Abhängigkeiten der Profitratenentwicklung sind auch formell darstellbar, indem Formel (2) um das Substitutionsverhältnis erweitert in Formel (1) eingesetzt wird. Die Substitution kann - in Anlehnung an neoklassische Wachstumsmodelle (Cobb-Douglas-Funktion) - über Exponenten ausgedrückt werden, welche die Wirkungen der Substitution auf die Profitrate quantifizieren. Eine solche *Erklärung* der Profitrate kann dann folgendermaßen zusammengefaßt werden:

$$p' = \frac{Ak \frac{m}{v^{1-\alpha}}}{\left(\frac{c}{v^{1-\alpha}} + 1\right)Ak}$$

Da in der Bestimmung der Profitrate der Kapitalvorschuß (c+v) konstant bleibt (z.B. 100), drückt die Veränderung des Divisors im Zeitablauf (t1, t2, ..., tn) aus, dass die organische Zusammensetzung steigt, wenn lebendige durch vergegenständlichte Arbeit substituiert wird. Wenn die lebendige Arbeit abnimmt, so drückt die Veränderung des Dividenden aus, dass mit der Mehrwertmasse auf Dauer auch die Profitrate sinken muß.

Es führt also kein Weg daran vorbei: Je entwickelter der 'Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht' (II.8/63; 23/49), um so stärker der Druck auf die Profitrate. Die zentrale Bedingung der bürgerlichen Produktionsweise, die Produktivkraft steigern zu müssen, kann nur durch den wachsenden Sachkapitalaufwand pro Arbeitskraft >erkauft< werden. Je stärker aber die darin eingeschlossene Tendenz der Profitrate zu fallen, um so gewaltiger der wissenschaftlich-technische, ökonomische und soziale Druck auf eine beschleunigte Entwicklung der Produktivkräfte und auf die Mobilisierung entgegenwirkender Ursachen (Verlängerung der Maschinenlaufzeit und der individuellen Arbeitszeit, Deregulierungen, Lohnsenkungen, TNC-Megafusionen u.ä.m.).

Eingangs erwähnte Thesen über die Krise wie Wohlstands-, Wachstums-, Produktivitäts- oder Beschäftigungsfalle können demnach bestenfalls nur einzelne Aspekt eines solchen Gesamtzusammenhangs thematisieren. Die gesellschaftlichen Akkumulationsprozesse werden nach

wie vor durch die 'Privatmacht der Einzelkapitale' (II.4.2/337; 25/274) gesteuert. Sog. Wirtschaftswunder können insofern nicht dauerhaft sein, als mit der Profitrate auch die Neigung zur Akkumulation sinkt. Das vom sog. shareholder value abhängige Investitionsverhalten der Unternehmen konzentriert sich dann zunehmend auf solche Rationalisierungsinvestitionen, die den vorhandenen Kapitalstock umwälzen und die Wertzusammensetzung durch die Substitution von lebendiger Arbeit steigen lassen, anstatt die vorhandene Beschäftigung - trotz sinkender Profitrate - durch Erweiterungen des Kapitalstocks zu stabilisieren.

Nach Marx wird das zugrundeliegende Ausbeutungsverhältnis durch die Geisel wachsender Arbeitslosigkeit und eine ihr folgenden Polarisierung von Armut und Reichtum ad absurdum geführt. Auf einer Seite stehen entsprechende tiefgreifende Krisen. Auf einer anderen diagnostiziert er eine Reihe materieller, organisatorischer und insbesondere auch bewußtseinsmäßiger Veränderungen als 'Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise selbst' (II.4.2/503; 25/454). Seiner Auffassung nach muss diese spezifische Entwicklungsdynamik der bürgerlichen Gesellschaft nicht auf eine Revision, sondern auf 'die Auflösung dieses Verhältnisses' (II.4.2/337; 25/274) selbst drängen.

Die Kritik der politischen Ökonomie ist dessen ungeachtet dazu prädestiniert, die gesellschaftlichen Szenarien auch am Anfang des 21. Jahrhunderts adäquat zu analysieren. Das Gesetz des Profitratenfalls ist als immanente Konsequenz zugleich ein, wenn nicht gar überhaupt der zentrale Prüfstein dieser Wissenschaft, und zwar von den ersten Sätzen über Gebrauchswert und Wert bis hin zu den letzten über die 'trinitarische Formel'. Es gibt absolut keinen Grund, und es macht absolut keinen Sinn, es zu relativieren oder gar abzukoppeln. Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate ist es wert, zur Grundlage weiterer Forschungsprozesse erhoben zu werden. Es wird sich, allen Unkenrufen zum Trotz, auf Dauer wissenschaftlich als unentbehrlich erweisen, wenn es darum geht, die Entwicklungstendenzen der bürgerlichen Gesellschaft darzustellen.

Anmerkungen:

1. Um Diskussion dieses Beitrags wird auch im Internet unter der E-Mail-Adresse wasmush@uni-muenster.de gebeten. Bei Zustimmung der Verf. werden Beiträge unter www.uni-muenster.de/Soziologie/Home/wasmus ins Internet gestellt.
2. "Die Profitrate wird also bestimmt durch zwei Hauptfaktoren: die Rate des Mehrwerts und die Wertzusammensetzung des Kapitals" (25/78): Karl Marx, >Das Kapital<. Zitiert nach Marx/Engels Gesamtausgabe (Bände II.8; II.4.2); Marx-Engels-Werke (MEW: Bände 23, 25).
3. Im Gegensatz zu ihrer Erklärung ist die Profitrate als Ziffer trivial, wenngleich ihr empirische Ermittlung auf vielfältige Probleme im verfügbaren Datenmaterial stößt.
4. Auch die Weiterentwicklung der Kooperation und Teilung der Arbeit führen natürlich zu Produktivkraftsteigerungen, ohne dass deshalb die organische Zusammensetzung mit Notwendigkeit steigen müßte. Solche Steigerungen der Arbeitsproduktivität sind jedoch gegenüber jenen, die durch Revolutionierung der Arbeitsmittel möglich werden, äußerst begrenzt. Wenngleich die empirische Seite hier auch nicht zur Debatte stehen kann, sei trotzdem darauf hingewiesen, dass die steigenden

Investitionskosten für eine gegebene Menge Arbeitskraft diese These (auch) in den letzten Jahrzehnten auf Schritt und Tritt bestätigen. Es macht keinen Sinn, zeitlich beschränkte, singuläre empirische Produktivkraftentwicklungen ins Auge zu fassen, die ein partielles Sinken der Kapitalzusammensetzung erwirken, um damit allgemein gegen das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate zu argumentieren.

5. Solche Entwertungen noch fungierenden Kapitals sind Verluste, die das Vermögen der betroffenen Unternehmen mindern. Die Überschüsse sind um diese Verluste zu kürzen, um die Profitrate des eingesetzten Kapitals zu bestimmen. Negativsaldi liefern Anstöße zu 'plötzlichen Stockungen und Krisen des Produktionsprozesses', und nur in den Schranken einer technologischen Übergangsphase, und das auch nur dann, wenn tatsächlich investiert wird, sind solche Entwertungen zugleich ein Mittel, 'den Fall der Profitrate aufzuhalten und die Akkumulation /.../ zu beschleunigen' (II.4.2/323f.; 25/259f.).

6. Einige Passagen im Originaltext stützen diese Irritation: 'Mit Ausnahme einzelner Fälle (z.B. wenn die Produktivkraft der Arbeit gleichmäßig alle Elemente des konstanten wie des variablen Kapitals verwohlfeilert) wird die Profitrate sinken /.../' (II.4.2/317; 25/236). 'Abstrakt betrachtet' (II.4.2/319; 25/239) würde unter dieser Voraussetzung die Profitrate nicht sinken -, dem anscheinend Engels gegenüberstellt, 'aber in Wirklichkeit' (25/240) würde sie doch sinken.

7. 'Tendenziell' stellt in Rechnung, dass vorübergehende Stabilisierungen wie auch Steigerungen der Profitrate - infolge entgegenwirkender Ursachen - durchaus auf der Tagesordnung stehen, den Fall der Profitrate aussetzen, jedoch langfristig nicht verhindern können.

8. Die Steigerung der Produktivkraft, also der Leistungsfähigkeit der kombinierten, d.h. lebendigen *und* vergegenständlichten Arbeit in der *Produktion* hat auf Seiten des (*konstanten*) *Kapitalvorschusses* zur Voraussetzung, dass *c* absolut und relativ wächst, und auf Seiten des *Outputs* zur Konsequenz, dass der Wert der produzierten Ware sinkt: Die Wertschöpfung der substituierten Arbeitskraft (= 2) ist größer als der Wertanteil des ersetzenden Produktionsmittels, der auf das Produkt übertragen wird (< 2). Die Produktion eines entsprechenden Produktionsmittels kostet - an anderer Stelle - ein Mehrfaches (= 2) der auf das Produkt übertragenen Arbeit. In einer produzierten Ware muß sich folglich der Anteil des übertragenen konstanten Kapitalwerts erhöhen. Vgl. II.8/381-383; 23/411-414.

9. Gerundete Zahlen für Warenwert und Produktivkraft.

10. Vgl. die analogen Beispiele II.8/396f.;23/429; II.4.2/304;25/245; II.4.2/321;25/257.

11. Anzahl und Qualifikation der Arbeitskräfte, Haltbarkeit der Arbeitsmittel, Verfügbarkeit ökologischer Ressourcen und Naturkräfte, Know how. Sich verknappende Naturvoraussetzungen beschleunigen den Fall der Profitrate, anstatt ihn zu verursachen. Jede Steigerung der "Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals" (II.4.2/304ff.; 25/87ff.) wirkt dem Fall der Profitrate entgegen. Er entspringt nicht dem Raubbau an der Natur qua "Internalisierung von Umweltbelastungen", sondern der kapitalistischen Steuerung der Akkumulation, so dass auch eine "Minimierung der Entropieproduktionsrate" dem Gesetz nicht widersprechen kann.

12. Den Profitratenfall hemmende Ursachen wirken auf Seiten des Divisors wie des Dividenden. Einerseits steigert die Revolutionierung der Produktivkraft die Mehrwertrate über die Wertsenkung des variablen Kapitals, andererseits wirken die oben zitierten Wertsenkungen des konstanten Kapitals, aber auch Verlängerung der Maschinenlaufzeiten, einer steigenden organischen Zusammensetzung

entgegen. Wie und warum gerade heute, in der neoliberalen Welt eines postmodernen Individualismus, ganz bestimmte entgegenwirkende Ursachen aktualisiert werden -, der Abbau sozialer Sicherungssysteme bei gleichzeitiger Mobilisierung des Individuums und seiner Leistungsfähigkeit, insbesondere aber die Verlängerung der Produktionszeiten in Richtung rund um die Uhr als äußerst wirksamer Hebel, dem Profitratenfall entgegenzuwirken, kann in einer allgemeinen Begründung des Gesetzes nicht zur Debatte stehen.

13. Da $\alpha + (1-\alpha) = 1$, verhalten sich c zu v wie a zu $(1-\alpha)$. Die organische Zusammensetzung wächst, α strebt also in Richtung 1, indem sich die Zahl der Arbeitskräfte $(1-\alpha)$ in Richtung Null bewegt. Wird Arbeitskraft - bei gleichbleibendem Kapitalvorschuss - durch konstantes Kapital substituiert, dann wächst c absolut und relativ wie v absolut und relativ sinkt. Der Exponent bestimmt das Maß. Je größer α , je weniger Arbeitskraft wird eingesetzt und um so stärker schrumpft der im Dividenden ausgelegte Korridor zwischen Wertschöpfung und Mehrwert. Damit lösen sich Probleme, die Marx mit allerlei Beispiel- und Formelsalat, der auch Hartnäckige ins Straucheln bringen kann, vergeblich auf den Begriff zu bringen suchte: Vgl. z.B. 25/59-79, insbes. aber II.4.2/66-110.

14. Eine steigende 'organische Zusammensetzung' drückt genau die Wertveränderungen aus, die (hier: arbeitskraftsubstituierenden) produktivkraftsteigernden technischen Innovationen entspringen. Dann liegt ihr eine steigende 'technische Zusammensetzung' zugrunde. Neue Technologien erwirken also nur dann eine höhere technische Zusammensetzung, wenn sie die Produktivkraft steigern, was ja keineswegs selbstverständlich ist. Jenseits des Arbeitsquantums, auf dem die Bestimmung der Produktivität ruht, ist die technische Zusammensetzung - analog zur mikroökonomischen Produktionsfunktion - dagegen nur eine Produktivitätskonstellation, die Äpfeln auf Birnen bezieht. Wegen dieser Inkommensurabilität steht auch die Argumentation von Marx, die 'Masse' der Produktionsmittel müsse schneller wachsen als ihr Wert, auf schwachen Füßen. Neue Produktionsmittel (PC's) liefern ihrer Masse nach kein sinnvolles Verhältnis gegenüber alten (Schreibmaschinen). Wenn also die organische Zusammensetzung steigt, muß die Profitrate sinken (vgl. II.4.2/285-301; 25/221-241). Von den ökologischen Voraussetzungen abgesehen, ist die oben - rein hypothetisch skizzierte - vollautomatische Produktion die einzige Grenze für produktivkraftsteigernde technische Fortschritte. Derselbe Grund, die Steigerung der Produktivkraft, erzeugt "conteragierende Einflüsse" (II.4.2/301-309). Die "entgegenwirkende Ursache" schlechthin ist die steigende Mehrwertrate. Da technologische Revolutionen und die Umwälzung sozialer Regulationen (Maschinenlaufzeiten z.B.) Hand in Hand gehen, weicht die Wertzusammensetzung des Kapitals wie der Ausbeutungsrate in der Regel so von den durch die Produktivkraftentwicklung gesetzten Bedingungen ab, dass sie dem Fall der Profitrate entgegenwirken. Für alle sozialen Regulationen gilt jedoch dasselbe wie für alle vom technischen Fortschritt verursachten Veränderungen: Ihre Reichweite ist beschränkt, so dass auch der darin angelegten Potenz, dem Profitratenfall entgegenzuwirken, eindeutige Grenzen gesetzt sind. Insofern die Steigerung der Produktivkraft mittels der Substitution lebendiger durch vergegenständlichte Arbeit die >letzte Instanz< ist, die den Profitratenfall erzeugt, gehört neben der Größe v auch der Umfang der lebendigen Arbeit, die ein gegebenes Kapital (noch) beschäftigt, zur Begründung dieser Entwicklung. Insofern macht es Sinn, den Divisor und den Dividend nicht um diese Größe zu kürzen, so nahe das mathematisch auch liegen mag.

